

Goethes politische Dichtungen.*)

I.

Im edelsten Sinne des Wortes war der Dichter, in welchem das deutsche Herz und Gemüth ihren innigsten Ausdruck gefunden haben, ein Kind des Friedens, staatlicher Ruhe und Ordnung, freiheitlicher Entwicklung. Auf dem mühevollen Wege angespannten geistigen Ringens, rastlos besonnenen Erfassens und Schaffens lag seines Daseins Glück und Ziel. Nichts war seiner Natur widerwärtiger als gewaltsame Erschütterungen und wilder Umsturz, die ihn krankhaft ergriffen, ihn mit einer Art Verzweiflung erfüllten, so daß er entsetzt sich davon abwandte. Das Wagespiel des die Werke des Friedens zerstörenden, Menschen mordenden und verstümmelnden Krieges war ihm als gerader Gegensatz zu lebendiger Entwicklung des auf verständig wirkende, ein festes Ziel mit berechnender Sicherheit erstrebende Thätigkeit gestellten Lebens von ganzer Seele zuwider, wenn er auch dessen Nothwendigkeit und mächtige Erfolge nicht verkannte.

So gereichte ihm denn auch der gegen das aufgeregte Frankreich beschlossene Krieg zum bittersten Verdrusse. Nur das feste Vertrauen auf die Leitung des Herzogs von Braunschweig und ein wohlausgerüstetes Heer und die Liebe zu seinem Fürsten, der als preussischer General sich an dem Feldzug betheiligen mußte, konnten ihn bestimmen, sich dem Zuge anzuschließen. Als kurz vor dem Abgange des Herzogs die Bühne für den Sommer geschlossen werden sollte, mochte er nicht versäumen, in einem Epilog den Wunsch des gesammten Weimarischen Landes auszusprechen zu lassen, daß ein günstiges Geschick ihnen den Fürsten zu ihrem Wohl, zu ihrer Lust

*) Magazin für die Literatur des Auslandes 1872, Nr. 1 f. 6—8.

bald zurückgeben und mit neuen Friedensfreunden schön die Tage seiner Gattin und seiner Mutter kränzen möge.

Leider sollte dieser Wunsch nicht so bald, wie man allgemein hoffte, in Erfüllung gehen, da die Unentschlossenheit des Herzogs von Braunschweig und die Zwiespältigkeit der Heerführung die gewünschten Erfolge vereitelten. Schon bei der vergeblichen Kanonade von Balmy ahnte Goethe den fürchterlichen Rückschlag der durch den Einfall in ihr Land zu den Waffen aufgerufenen Franzosen auf das zum Rückzuge genöthigte Deutschland. Als er sich endlich nach vielen Mühseligkeiten mit dem zurückweichenden Heere nach Luxemburg gerettet sah, wünschte er sich und seinen Freunden Glück, daß Gott sie außer Stand gesetzt habe, solche Thorheiten im großen zu machen, wie dieser unbesonnen unternommene Feldzug gewesen sei. In seiner Vaterstadt gedachte er sich zu erholen und „von dem bösen Traum zu erwachen,“ aber, da bald darauf Mainz in die Hände der Franzosen fiel und zunächst um Frankfurt sich der Kampf zu entspinnen schien, trieb es ihn unwiderstehlich aus der ihn aufregenden Nähe des Kriegsschauplatzes nach seiner stillen Häuslichkeit zurück. Freilich gereichte ihm die Einnahme Frankfurts durch die Hessen und Preußen zu großer Freude, aber der „wünschenswerthe“ Friede schien leider noch gar fern.

In Weimar erregte er sich an der Uebersetzung des „Reineke“, dessen humoristische Erhebung über das tolle Welttreiben ihn anzog, und er bespottete das Eindringen des wüsten republikanischen Gebarens in Deutschland in seinem in drei Tagen geschriebenen „Bürgergeneral“, welcher das Glück einer ruhigen deutschen Regierung bezeichnend hervorhebt. „In einem Lande, wo der Fürst sich vor niemand verschließt, alle Stände billig gegen einander denken, wo niemand gehindert ist in seiner Art thätig zu sein, wo nützliche Einsichten und Kenntnisse allgemein verbreitet sind, da werden keine Parteien entstehen. Wir werden in der Stille dankbar sein, daß wir einen heitern Himmel über uns sehen, indeß unglückliche Gewitter unermessliche Fluren verhageln.“ Zwei andere gleichfalls gegen den aus Frankreich eingedrungenen Schwindelgeist gerichtete Dichtungen blieben unvollendet. Das Lustspiel „Die Aufgeregten“ und der schon im Frühjahr 1792 begonnene satirische Roman „Reise der Söhne

Megaprazons“*). In Weimar wurde der heitere, auf das Glück des Friedens unter einem edlen Fürsten hindeutende „Bürgergeneral“ mit vollem Beifalle zu der Zeit begrüßt, wo der Dichter auf den Wunsch des Herzogs Zeuge der Belagerung des durch Verrath in die Hände der Franzosen gefallenen Mainz war. Mußte ihm auch, was hier vorging, menschlich genommen, sehr unerfreulich sein, so hoffte er doch, daß es vielleicht politisch helfe. Nach der Wiedereroberung der Stadt trieb ihn die Anlust an dem herumsehenden Leben und die ihm widerwärtige politische Stimmung aller Menschen, der er selbst im Kreise seiner rheinischen Freunde nicht entgehen konnte, nach Hause zurück, wo er einen Kreis um sich ziehen dürfe, in welchen außer Liebe, Kunst und Wissenschaft nichts herein könne. Auf dieser „glücklichen Insel“ lebte er in steter erfreulicher Thätigkeit, während an der Westseite Deutschlands der Krieg seine blutige Ernte hielt. Die Vorstellung des goldonischen Lustspiels „Der Krieg“ auf der kurz vorher wieder eröffneten herzoglichen Bühne veranlaßte ihn, in einem Prolog das Bedauern auszusprechen, daß der „böse“ Krieg ihnen die Gegenwart ihres Fürsten raube, der ihnen allen werth und für ihr Glück so unentbehrlich sei, woran sich der Wunsch schloß, daß ein guter Geist diesen schützen, jedes edle Streben ihm würdig lohnen, seinen Kampf fürs Vaterland mit glücklichem Erfolge krönen möge. Die herzliche Art, wie diese Worte von einer vor trefflichen jungen Schauspielerin gesprochen wurden, entlockten den Zuschauern Thränen. Der Herzog selbst, dem er ihn sandte, ward davon innig gerührt. Noch vor dem Ende des Jahres kehrte dieser nach Weimar zurück, schon entschlossen aus dem preußischen Dienste zu scheiden, da bei der Spannung zwischen Oesterreich und Preußen ein glücklicher Ausgang des Krieges nicht zu erwarten stand. Eine Bewillkommung des Fürsten auf dem Theater unterblieb, da der Rücktritt des Herzogs zunächst ein Geheimniß bleiben sollte, und man der weitem Entwicklung der Dinge mit banger Spannung entgegen sah. Freilich befreite der baseler Friede, der das rechte Rheinufer preisgab, Norddeutschland von den nächsten Sorgen, aber Weimar mußte mit Kursachsen zu Oesterreich stehen.

*) Ueber letztern vgl. meine „Erläuterungen zu Goethes Werken“ XV.

Unterdessen machten die Franzosen am Rhein und Main die bedenklichsten Fortschritte. Den dringenden Wunsch nach endlicher Beruhigung der Welt sprach damals Goethes Märchen in den Worten aus:

Ah! warum steht der Tempel nicht am Flusse?

Ah! warum ist der Tempel nicht erbaut?

Das reizende Märchen mit welchem die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ abschließen, stellt die Gewinnung allgemeiner Wohlfahrt aus dem Zustande ärgster politischer Verwirrung und Noth durch thätige Aufopferung dar. *) Der Dichter sollte um diese Zeit nach Frankfurt reisen, um dem Herzoge vom Gange der dortigen Friedensverhandlungen zu berichten, doch befreite ihn Karl August von dieser Sendung, als die Oesterreicher die Mainlinie überschritten hatten. **) Daß der Herzog die französischen Ausgewanderten nicht bloß in seiner Hauptstadt, sondern auch fast überall freundlichst aufnahm, erregte in den schon durch die Zeitverhältnisse gedrückten beiden Herzogthümern Weimar-Eisenach um so größere Aufregung, als Oesterreichs Waffen sehr unglücklich waren. Auch den Verlust, den die in Schwaben stehenden weimarischen Jäger erlitten, setzte das Land in große Betrübniß. Doch hielt man sich an die Hoffnung der von Kursachsen angestrebten Neutralität, besonders da die Franzosen zunächst die Oesterreicher im Süden verfolgten. „Thüringen und Sachsen“, schrieb Goethe damals, „hat, so scheint es, Frist, sich zu bestimmen, und das ist schon viel Glück.“ Die wirklich abgeschlossene Neutralität gewährte dem Dichter augenblickliche Beruhigung, obgleich er sich sagen mußte, daß „das Beste nicht von Macht und Gewalt, sondern von höhern Konstellationen abhängt“. Bald darauf bedauerte man freilich, daß man Oesterreich verlassen habe, als Jourdain geschlagen war und Moreau vor dem siegreichen Erzherzoge

*) Vgl. meine „Erläuterungen zu Goethes Werken“ XV, 110—130.

**) Schon am 13. Oktober schrieb Goethe an Schiller (der Brief ist erst ganz neuerdings entdeckt worden), er werde erst abwarten, was aus den Dingen werden wolle, ehe er seine Reise fortsetze, weil er in ein solches Gewirre (es sei vielleicht bei Frankfurt schon zu einer Schlacht gekommen) sich nicht mit heiler Haut hineinbegeben möchte, da er dergleichen anmuthige Situationen schon kenne.

sich zurückziehen mußte. In dieser Zeit schrieb Goethe den Anfang seines die Hoffnung auf den Frieden andeutenden echt deutschen Gedichtes „Hermann und Dorothea“, an dessen Schlusse der schlichte Bürgerjohn mit reiner Innigkeit seinen begeisterten Entschluß ausspricht, dem Vaterlande, sollte es vom Feinde bedrängt werden, beherzt zu Hülfe zu eilen. Der im folgenden April geschlossene Waffenstillstand kam Goethe sehr zu statten, dessen jetzt vollendetes Gedicht dadurch eine reinere Einheit gewann. Die Möglichkeit einer im vergangenen Jahre durch die Zeitverhältnisse gehinderten Reise nach Italien trat wieder hervor, und es gelang Goethe, seinen aus Italien zurückgekehrten Freund Meyer in der Schweiz zu besuchen, aber statt mit diesem nach Italien zu ziehen, kehrte er zu dem ihm so lieb gewordenen, mit so vielen Banden ihn fesselnden Weimar zurück.

Hier feierte Goethe bei Gelegenheit des nächsten Geburtstages der Herzogin den endlich mit Frankreich abgeschlossenen Frieden in dem von ihm entworfenen Maskenzuge von sechs Damen und ebensoviel Kindern. Im Gefolge des Friedens erschienen hier die durch ein sich umschlingendes, von einem großen Blumenkranz umgebenes ganz gleiches Paar dargestellte Eintracht, der Ackerbau, die Fülle und die Kunst. Freilich war ihm dieses ganze Aufzugswesen längst zuwider, doch glaubte er sich diesmal der dichterischen Belebung des Maskenzugs nicht entziehen zu dürfen, da er einen so dankbaren Stoff nicht von andern verderben sehen wollte. Er selbst spottete gegen Schiller über die symbolischen Attribute von Pappe, goldenem und anderm Papier, Zindel und Lahn und andern derartigen Stoffen, doch hoffe er, „mit der größten Puscherei in dem gedankenleersten Raume“ die zerstreuten Menschen zu einer Art von Nachdenken zu nöthigen. Genien begleiteten die Hauptpersonen, unter ihnen die Hoffnung und die Dauer. Leider konnten in dem beschränkten Redoutensaale die Gestalten sich nicht gehörig darstellen, wogegen die verschiedenen Gruppen auf der Bühne, wo man sie ganz übersehen hätte, eine gute Wirkung hervorgebracht haben würden. Die vier vom Frieden überreichten Stanzas, die allgemeinen Beifall erregten, erschienen darauf in Schillers „Musen-Almanach“. Sie begannen:

Der lang ersehnte Friede nahez wieder,
 Und alles scheint umkränzet und umlaubt;
 Hier legt die Wuth die scharfen Waffen nieder,
 Dem Sieger ist sogar der Helm geraubt;
 Das nahe Glück erregt frohe Lieder,
 Und Scherz und laute Freude sind erlaubt.

Von der Hoffnung heißt es:

In Sicherheit und Ruhe zu genießen
 Und zu vergessen alles, was es litt:
 Dies ist der Wunsch, der jedes Herz belebet,
 Das wieder frisch ins neue Leben strebet.

In den nächsten drei Jahren betheiligte sich Goethe nicht mehr an den Maskenzügen, welche zur Feier des Geburtstages der Herzogin auf der Redoute aufgeführt wurden, wenn er sich auch der Aufforderung nicht entziehen konnte, den Aufzug zum Schlusse des Jahrhunderts zu entwerfen, zu welchem er aber keine dichterische Gabe gespendet zu haben scheint, wahrscheinlich aus Mißmuth über des Herzogs Erklärung gegen alle von ihm und Schiller beabsichtigte Festlichkeiten beim Wechsel des Jahrhunderts. Statt der Maskenzüge hatte er sich eine neue dichterische Form gebildet, die des eigentlichen Festspiels, und zwar bediente er sich hierzu zunächst der antiken Masken und als Versmaß des alten Trimeters, neben welchem er jambische und trochäische Dimeter verwandte. Das erste Festspiel ward zum Geburtstag der Herzogin Mutter aufgeführt, und zwar zum letzten des Jahrhunderts. Den naheliegenden Gedanken des Wechsels des Jahrhunderts hatte er hier ganz ins Allgemeine gewandt, indem er nur die Vereinigung der alten und neuen Zeit, die beide ihren Werth haben, dargestellt, wobei am Schlusse des segensreichen Wirkens der Herzogin Mutter gedacht ward. Im Jahre 1802 ließ er sich noch einmal bestimmen, einen die verschiedenen Dichtarten darstellenden Maskenzug dichterisch zu heben, bei welchem der Erbprinz und die Prinzessin Karoline mitwirkten. Die im Sommer desselben Jahres stattfindende Eröffnung des neu erbauten Theaters zu Lauchstedt veranlaßte das zweite Festspiel, in welchem die Ersetzung des alten, verfallenen Theaters durch einen neuen würdigen Bau allegorisch dargestellt und zugleich die ver-

schiedenen Arten des Dramas, mit Beziehung auf die Hauptrollen, in denen die weimarischen Schauspieler sich zu Lauchstedt Beifall erworben hatten, vorgeführt wurden. Im folgenden Jahre brachte Goethe den ersten Theil der schon Ende 1799 entworfenen, aber vor allen verheimlichten politischen Trilogie „Die natürliche Tochter“ auf die Bühne, aber zur Fortsetzung, worin die Herstellung einer starken, auf Recht gegründeten Monarchie durch die fürstliche Dorothea, Eugenie, dargestellt werden sollte, konnte er nicht gelangen, wie er überhaupt zur dramatischen Dichtung nicht zurückzukehren vermochte; nur Pandora und ein paar Gelegenheitsdichtungen gelangten noch zur Ausführung, unter ihnen zwei politische, das Vorspiel von 1807 und „Des Epimenides Erwachen“. Freilich hat Scherer auch die „Pandora“ als Festspiel, und seltsam genug zum Frieden von Tilsit, aufgefaßt, aber dieser Behauptung fehlt jede haltbare Stütze, sie beruht auf vollkommener Verkennung des eigentlichen Inhalts der leider unvollendet gebliebenen Dichtung.*)

Preußen hatte sich im Dezember 1805 zu einem Vertrage mit Frankreich entschließen müssen, in welchem ihm Hannover zufiel, während Oesterreich im Frieden zu Preßburg schwere Verluste erlitt. Goethe benutzte den nächsten Geburtstag der Herzogin, um auf der Bühne die Hoffnung auf einen dauernden Frieden aussprechen zu lassen. Er selbst berichtet uns, dieser Festtag sei auf dem Theater zwar pomphaft genug, aber doch mit unerfreulichen Vorahnungen gefeiert worden; das unvergleichliche Trompetercorps des durchziehenden preußischen Regiments Dvstien habe sich in einem Halbkreis zum Willkommen aufgestellt und, nachdem es Proben seiner außerordentlichen Geschicklichkeit gegeben, zuletzt ein von ihm nach der Melodie des englischen Volksliedes: God save the king, gedichtetes Lied begleitet. Henriette von Arnebel spricht von einem Vorspiel auf dem Theater, wozu Goethe die Verse gemacht habe, die nach jener englischen Melodie von den Zuschauern gesungen und von fünfzehn Trompetern begleitet worden seien. Das Lied deutet nach einer

*) Ich habe mich darüber in der Anzeige der schererschen Abhandlung („Deutsche Rundschau“ V, 55—75) ausgesprochen. Vgl. Literaturblatt für germanische und romanische Philologie 1881 S. 168 f.

ehrerbietigen Begrüßung der Herzogin auf die Nähe des allgemeinen Friedensfestes mit einer Beziehung auf sein bürgerliches, aber im edelsten Sinne auch politisches Epos „Hermann und Dorothea“, wo der Vater wünscht, sein Hermann möge an dem Tage getraut werden,

wenn das Fest, das lang erwünschte, gefeiert
Wird in unserer Kirche, die Glocke dann tönt zu der Orgel
Und die Trompete schmettert, das hohe Te Deum begleitend.

Schon heilten sich die Wunden, schon theilten sich die Wolken, so daß man freudig den heutigen Tag feiern könne, zu welchem auch die scheidenden Krieger durch diesen herrlichen Trompetenchor ihren Zoll darbrächten. In „Heil dir! der Bürger siegt“, möchte von Voepel eine Hindeutung auf das seit 1793 gesungene preußische Volkslied erkennen, aber dazu berechtigt der Heilwunsch nicht im geringsten. Die hier von Goethe angedeutete, mehr gewünschte als gehoffte baldige Ordnung der deutschen Angelegenheiten sollte leider auf die unerwünschteste Weise erfolgen, da ein unter Napoleons Oberherrschaft stehender sogenannter Rheinbund an die Stelle des aufgelösten Reiches trat und das durch die Verhöhnung deutscher Freiheit und Macht aufgeregte, seine Kraft überschätzende Preußen arg niedergeworfen ward. Das vom stolzen Sieger überflutete Weimar, dessen Herzog in echt deutscher Gefinnung sich Preußen angeschlossen hatte, wurde nach schrecklichen Leiden nur durch die Geistesgegenwart und den edel beherzten Muth der Herzogin vor völligem Untergang gerettet. Karl August, der deutsche Fürst, mußte sich dem Rheinbunde von Napoleons Gnaden mit schwerem Herzen anschließen. Seine Rückkehr konnte, wie sehr man sich dieser auch freute, unter den drückenden Verhältnissen nicht festlich gefeiert werden. Bald darauf betrauerte das Land den Verlust der Herzogin Mutter. Die Theaterlust war in Weimar geschwunden, so daß Goethe diesmal vor der Zeit die Vorstellungen abbrechen mußte, doch, frisch gefaßt, griff er zum kühnen Entschlusse, seine Schauspieler auf einige Zeit zu Leipzig in klassischen Stücken auftreten zu lassen, wozu er einen am 24. Mai gesprochenen Prolog schrieb, der mit den Worten schloß:

Ihr gebt uns Muth, wir wollen Freude geben,
Und so gewinnt in dieses Raums Bezirk
Gemüth und Geist und Sinn, befreit, erhöht,
Was uns von außen fehlt, erwünschten Frieden.

Der endlich im Juli 1807 zwischen Frankreich und Preußen geschlossene tilfiter Friede wurde, wie traurig er auch immer für die deutsche Sache war, mit allgemeiner Befriedigung aufgenommen, da er wenigstens vorläufige Ruhe in Aussicht stellte. Für Weimar hatte sich der Kaiser von Rußland verwandt. Der Herzog kam auf Napoleons Wunsch aus Karlsbad nach Dresden, und er begleitete den Kaiser bis nach Eifenach. Weimar ward diesmal von Napoleon nicht berührt, der sich deshalb bei der Herzogin entschuldigen ließ. Als der Vertreter der Stadt gegen ihn die Hoffnung aussprach, dieselbe werde sich bei anhaltendem Frieden wieder heben, erwiderte Napoleon: „So lange die Engländer noch Geld haben, die Welt zu bestechen, gibt es keinen dauernden Frieden. Ich werde den Krieg nicht suchen, aber ihn ebensowenig scheuen.“ Jetzt sollte auch die Erbprinzessin, die russische Großfürstin, die beim Vorrücken der Franzosen, noch vor dem Unglückstage bei Jena, Weimar verlassen und sich mit andern geflohenen Fürstlichkeiten in Schleswig aufgehalten hatte, in Begleitung des Erbprinzen, der sich schon im Februar zu ihr begeben hatte, nach Weimar zurückkehren, gleichsam zum Pfande, daß man auf dauernden Frieden, wenigstens in Weimar, rechnen dürfe. Die Herzogin reiste selbst am 8. August mit der Prinzessin Karoline nach Schleswig; bei ihrer Rückkehr am 7. September brachte sie die Versicherung der Wiederkehr des erbprinzlichen Paares und gab dem Geheimerath von Voigt den Auftrag, alles zum frohen und herzlichen Empfange der Großfürstin vorzubereiten.

Am 12. September traf die Großfürstin mit ihrem Gemahl und, als sie eben am Schlosse angekommen, auch der Herzog ein, der sich zur Nachkur nach Teplitz begeben hatte. So war die herzogliche Familie, mit Ausnahme des Prinzen Bernhard, der sich als Hauptmann in Dresden befand, nach langer Zeit wieder in Weimar zusammen. „Die Großfürstin war sehr gerührt über die Liebe des Volks“, berichtet Voigt. „Die Stadt war sehr geschmack-

voll und zierlich decorirt. Es gehörten 150 Wagen mit Büschen dazu und alle Blumen von Erfurt bis Jena. Der goldenen Inschriften war eine Menge. Bei dem Eintritt in die Grenzen des Landes stand ein grüner Ehrenbogen; ‚Gruß und Treue‘ war die Inschrift. Alles ritt vor, was beritten war. 120 Mädchen beglückwünschten am Thor und zogen voran. Alles paukte, trompetete, jubelte. . . . Es war eine schöne Stunde. Die Herzogin wollte einen fröhlichen Empfang; alles war mit der Veranstaltung sehr zufrieden.“

Das Theater feierte die Rückkehr der Großfürstin erst eine Woche später, am Tage seiner Wiedereröffnung. Wahrscheinlich bedurfte Goethe hierzu keiner besondern Aufforderung der Herzogin; konnte er ja die Rückkehr der geliebten Fürstin, die Schiller, als sie vor fast drei Jahren in Weimar eingetroffen war, mit der „Huldigung der Künste“ begrüßt hatte, nicht ungefeiert vorübergehen lassen. Das Stück ward nach Goethes eigenem Bericht „in acht Tagen von Grund aus erfunden und gefertigt“. Auf das Vorspiel folgten zwei beliebte Kleinigkeiten, „Ernst und Scherz“ von Schall und „Die Beichte“ von Kotzebue. Das Stück brachte, wie Goethe sagt, einen durchaus guten Eindruck hervor; am 30. ward es wiederholt, wobei die herzogliche Familie aber wegen der darin enthaltenen Huldigungen nicht mehr erschien. Bei der Uebersendung des Vorspiels an Knebel bemerkte Goethe: „Leider erhältst du nur den Theil, der in Worten verfaßt ist und auf das Papier gebracht werden kann; alles, was auf sinnlichen Effekt berechnet war, geht ab, und so bleibt es nur Stückwerk. Die theatralischen Kontraste, die hier aufgestellt wurden, lassen sich durch die Einbildungskraft nicht nachbringen. Der furchtbare, bis zum Gräßlichen gesteigerte erste Theil schloß sich, indem eine heitere Sternerscheinung jeden freundlich erinnerte, was man unserer vortrefflichen Fürstin vorm Jahre schuldig geworden, an die zweite glänzende und prächtige Hälfte durch einen sanften Uebergang gefällig an, und die hülfereiche, ordnende Erscheinung der Majestät war nicht ganz unerwartet. Der bekränzte Friede stellte sich dem gekrönten Ernst anmuthig entgegen, und dadurch, daß die vier Personen durch zwei Schauspielerinnen (Frau Wolff und Fräulein Silie) vorgestellt wurden,

welche nur die Kleidung und den Ausdruck ihres Vortrages geändert hatten, erhielt das Ganze für den äußern und innern Sinn eine erquickliche Einheit; wie denn auch das Andenken an die Herzogin Mutter am Schlusse die treuen, ihr ergebenen Herzen mit fanfter Rührung entließ.“ Gegen den Grafen Reinhard äußerte er, seit einiger Zeit habe er wieder guten Muth; die menschliche Natur scheine eine völlige Resignation nicht allzu lange ertragen zu können; die Hoffnung müsse wieder eintreten, und dann komme auch die Thätigkeit wieder, durch welche jene in jedem Augenblicke realisirt werde. In diesem Sinne habe er ein Vorspiel zur Wiedereröffnung des Theaters geschrieben, wo er Gewalt und Vertilgung, Flucht und Verzweiflung, Macht und Schutz, Friede und wiederherstellende Freude lakonisch vorgeführt habe.

Zunächst galt es dem Dichter, die Rückkunft der Großfürstin nach so langer Trennung bei endlich glücklich wieder hergestelltem Frieden in einem allegorischen Festspiel darzustellen. Man erwartete einen „Prolog an die Großfürstin“, wie Knebel schreibt, aber Goethe hatte ihn zu einem Festspiel ausgedehnt, das auch durch die äußere Darstellung auf die Sinne wirken sollte. Ihre Rückkehr mußte als Pfand des Friedens erscheinen, wie ihre Entfernung, als Zeichen des drohenden Sturmes, das Land in Angst und Schmerz versenkt hatte. Rußland war jetzt mit Frankreich verbunden; Alexander, der Bruder der Großfürstin, stand mit Napoleon auf freundslichem Fuße, er hatte sich für Preußen verwandt und auch Weimar empfohlen. Freilich waren die Angelegenheiten des Rheinbundes noch keineswegs geordnet; erst in Paris sollte darüber entschieden werden, und im Weimarischen war man so wenig beruhigt, daß manche bei der Nachricht, Davoust sei zum Herzog von Jena ernannt, ernstlich fürchteten, Jena sei diesem als Herzogthum zugefallen. Knebel wollte um so eher daran glauben, als verschiedene vorhergegangene Umstände darauf zu deuten schienen, und er die Reise der Herzogin nach Schleswig damit in Verbindung brachte. Selbst seiner am Hofe lebenden Schwester schien die Lage Weimars noch immer ungewiß. Aber von dieser thatsächlich unbegründeten Furcht mußte Goethe ganz absehen; er durfte sie nicht einmal zu beschwichtigen suchen, da er dadurch an sie erinnert hätte. Als Grundmotiv er-

gab sich ihm der Gegensatz der schrecklichen Verwüstung des Landes vor einem Jahre, kurz nach der durch das Vorrücken der Franzosen veranlaßten Abreise der Großfürstin, und der durch die Rückkehr verbreiteten Festfreude. Wenn die traurige Verwüstung nur durch eine Flüchtende sinnbildlich dargestellt werden konnte, so mußte dagegen der jubelnde Empfang der Großfürstin ausführlich beschrieben und zugleich der jetzt hergestellte Friede hervorgehoben werden. Trat als Veranlassung zur Verwüstung die Kriegsgöttin persönlich auf, so mußte als Begründerin des Friedens die mächtig gebietende, mit Weisheit waltende Herrschaft, die Majestät erscheinen, die den nothwendigen Grund staatlicher Ordnung bildet. Nichts lag dem Dichter ferner, als gegen Napoleon aufzuregen, von dem der Bestand Weimars abhing, das nur durch Jahre der Ruhe hergestellt werden konnte, und so durfte er auch seine Kriegsgöttin nicht mit solchen Zügen ausstatten, welche nothwendig auf diesen hindeuteten, er schilderte nur im allgemeinen die zerstörende Gewalt der Kriegsfurie.

Noch weniger, als eine solche Verletzung Napoleons durfte er das deutsche Gemüth durch die entfernteste Anspielung aufregen, daß Napoleon der Beschützer des Rheinbundes und somit auch der oberste Gebieter Weimars, daß in demselben Manne, der den Eroberungskrieg in Deutschland entflammt hatte, jetzt die Macht, Weisheit und Gerechtigkeit des deutschen Herzogthums zu verehren sei. Und doch wäre dieses der Fall, wenn Goethe die Majestät wirklich sprechen ließe:

Fromm erlehet Segen euch von oben;
Aber Hülfe schafft euch thätig wirkend
Selber, und vertilget alle Spuren
Meines Fußes, der gewaltig auftrat.
Und der Weise, der Verständ'ge nehme
Theil an meiner Macht und meinem Glück hin!

Die Worte „und vertilget — auftrat“ können einen nothdürftigen Sinn nur dann gewinnen, wenn man mit von Loeper annimmt, die Kriegsgöttin und die Majestät stellten sich als verschiedene Seiten derselben Macht dar, beide deuteten auf Napoleon als Kriegshelden und als weise und gerecht waltenden Kaiser und

Beschützer des Rheinbundes. Aber nicht allein hätte eine solche auch noch so feine Hindeutung (und die nach diesen Worten sich herausstellende wäre so scharf und bestimmt, daß sie nicht verkannt werden konnte) den Hof und alle Weimaraner schmerzlich treffen müssen, sondern Goethe empfand auch wirklich, durch die Abhängigkeit von Napoleon habe Norddeutschland die Freiheit verloren, nach welcher jeder sich soweit als möglich ausbilden könne und jeder nach seiner Art beliebig das Rechte thue, wie er an Zelter schrieb. Auch steht diese Deutung mit der klaren plastischen Anschaulichkeit der Allegorie in Widerspruch, ja sie zerstört diese völlig. Höchstens hätten die Kriegsgöttin und die Majestät als Schwestern erscheinen können, während Goethe als solche die Majestät und den Frieden darstellt. Ja, hätte dieser wirklich die Kriegsgewalt und die Herrschergewalt als Ausflüsse derselben Macht sich gedacht, so würde er dies entschiedener betont haben als in einer solchen an ihrer Stelle überraschenden, weil durch nichts entfernt vorbereiteten Aeußerung.

Wir glauben, den Dichter von allen diesen Wunderlichkeiten durch eine leichte Textverbesserung befreien zu können, indem wir „jenes“ statt „meines“ schreiben; „jener Fuß, der gewaltig auftrat“, ist eben der Fuß der Kriegsgöttin. Die Verwechslung dieser beiden Wörter durch den Abschreiber oder den Setzer, wenn es nicht gar eine Schlimmbesserung des Correctors des ersten Druckes (im Oktober 1807 im „Morgenblatt“) sein sollte, ward durch das folgende „meiner Macht und meinem Glück“ veranlaßt, oder es war ein Hörfehler, da Goethe das Vorspiel wohl diktirte. Eine Bestätigung des unglücklichen „meines“ darf man nicht etwa darin suchen, daß die Kriegsgöttin und die Majestät von derselben Schauspielerin dargestellt wurden. Goethe wollte eben zu diesem Vorspiel so wenig Schauspielerinnen als möglich verwenden, um sich der Darstellung in einem Geiste zu versichern, und so wurden auch die Flüchtende und der Friede durch dieselbe Schauspielerin gegeben, die man doch nicht, wie es bei der Kriegsgöttin und der Majestät allenfalls möglich wäre, unter einem Begriffe wird vereinigen wollen.

Goethe hatte sich persönlich nach den Unglückstagen Weimars bald wieder gefaßt; die gerade gleich darauf erfolgende Trauung

mit Christiane Vulpius hatte ihm ein behaglicheres Leben gegeben, und hielt er sich zunächst auch in engerm Kreise, besonders in dem Hause der edlen, bildungsreichen Johanna Schopenhauer, so war er doch im nächsten Frühjahr mit dem Hofe und den durch Bildung und Geist hervorragenden, ihm seit lange befreundeten Damen wieder in nähere Verbindung getreten. Zwar litt er körperlich, aber sein Geist war so frisch geweckt, daß er mit großem Glücke mehrere Erzählungen der „Wanderjahre“ ausführen konnte. Dieselbe frische Schaffenskraft des in Karlsbad auch körperlich wiederhergestellten Dichters *) bekundet auch unser Vorpiel, das von Voepel mit Recht nach Form und Gehalt den bedeutsamsten Erzeugnissen unserer Literatur zuzählt, „in welchen die deutsche Sprache einen Triumph feiere, da sie markig und edel gebildet, und doch leicht verständlich und natürlich in antiken Trimetern einhergehe, ohne zu antikisiren und je zu undeutschen, gekünstelten und ungelenten Wendungen zu greifen“. Man fühlt, wie der Dichter die Sprache als gewaltiger Meister beherrscht, und aus voller lebendiger Anschauung und frischer, warmer Ueberzeugung schöpft, wenn er sich auch der allegorischen Darstellung bedient, die so leicht in kühle und kahle Nüchternheit verfällt.

Am Anfang erscheint die Kriegsgöttin, keine Pallas, sondern eine Kriegsfurie, in dem ihrem grausen Wirken entsprechenden Gewitterdunkel an einem auf das folgende Erscheinen der Flüchtenden berechneten Orte; die Szene ist eine walddige Gegend, in welcher sich auf den Seiten hohe waldbedeckte Felsen erheben, zwischen denen sich im Hintergrund der Meeresstrand zeigt. Der ferne Donner deutet auf den in der Ferne wüthenden Krieg. Die Göttin stürmt mit ihrem gezogenen Schwert heran, dem kein Sterblicher widerstehen kann, ähnlich wie die schillersche Jungfrau; wo sie erscheint, herrscht, wie sie selbst sagt, sofort Nebelnacht, nur der weithin den Himmel durchzuckende Blitz, ihre Fackel, leuchtet zur Flucht. Als darauf Blitz und Donner näher kommen, rühmt sie sich, daß Schaaren Gefallener von ihrem Schwerte schon hingemähet seien, sie aber

*) Sein Schwager Vulpius schreibt am 4. Oktober an Ric. Meyer: „Goethe ist gesunder zurückgekommen und ist jetzt munter und wohl.“

schreite immer weiter vor, auf ihr Glück vertrauend, das sie bisher stets begleitet habe. Ein treffender Zug ist es, daß die Kriegsgöttin das blinde Vertrauen auf das Glück hat, welches alle großen Eroberer beherrscht, wobei aber eine besondere Beziehung auf Napoleon und den ihm zur Seite stehenden „Gott der Schlachten“ fern liegt. Darauf beschwört sie den immer näher kommenden Blitz und Donner, welche sie selbst längst von ferne „verkündet“ hatten, ihr Werk zu verrichten, dann auch das Hagelwetter, das alles wegschwemmen soll.

Die Noth der allgemeinen Kriegsverwüstung kann der Dichter nur persönlich schildern; er wählt dazu eine Flüchtende, welche das fürchterliche Unheil mit tragischer Gewalt ausspricht. Sie ist mit vielen dem schrecklichen Mord und der Verwüstung entflohen, aber die Angst hat sie blind fortgetrieben, ohne der andern und des Weges zu achten, und so ist sie in diese Felsenschlucht gerathen, in welcher die hohen waldbewachsenen Felsen und hinten das Meer ihre Flucht hemmen. Ja, die durch den Sturm wild aufgeregte Flut scheint sie wegzustoßen und zu den Thyrigen zurückzutreiben, weil sie diese beim schrecklichen Untergange nicht habe verlassen dürfen; aber leider ist es ihr unmöglich, jetzt zu diesen zurückzukehren, wo das blutgetränkte Schlachtfeld sie von ihnen trennt. Da es unterdessen ruhiger geworden, der Blitz erloschen ist, der Donner nur noch aus weiter Ferne grollt, ergreift sie mit sehnsüchtiger Wehmuth der Gedanke an das hingeschwundene stille, doch so reiche, früher nie nach Gebühr gewürdigte Familienglück. Ach, da sieht sie in der Ferne den Segen der Aernte hoch in die Lüfte lodern, und lebhaft stellt sie sich vor, wie die reich gefüllten Scheuern und die Speicher, vom Brande verzehrt, in Schutt und Asche sinken. Der Ausdruck ist hier ganz eigenthümlich bezeichnend und malt mit der lebhaft Alles gegenwärtig vor sich schauenden und es in Worten scharf ausprägenden Leidenschaft des Schmerzes. Der Donner kommt wieder etwas näher. Da denkt sich ihre Angst, das Schreckliche, was sie einmal erzählen gehört, sei eben in ihrem Dorfe geschehen, das gewaltig alles erschütternde Toben der Elemente habe selbst den stillen Ruheplatz der geliebten Todten aufgewühlt und die theuren Leichen weggeschwemmt, so daß sie jetzt gleich denen, die durch die Flucht dem Tod entflohen, von ihrem gewohnten Auf-

enthalt in die Irre getrieben werden. Immer näher rückt der Donner, das fürchterliche Wetter wüthet jetzt in der Nähe fürchterlicher als je; Land und Meer werden vom wilden Sturme bewegt. Daß der Boden erbebt, kann eigentlich vom Sturme nicht gesagt werden, wenn derselbe auch gewaltig darüber hinfährt; es schwebt dabei die Erschütterung von Kanonenschüssen vor, wie sie Goethe selbst erlebt hatte. In der leidenschaftlich ängstlichen Aufregung fühlt die Flüchtende sich selbst auf dem zitternden Erdboden schwanken, aber trotz ihrer äußersten Bedrängniß fällt sie nicht ohnmächtig hin, sie hat Kraft genug, ihr Herz in brünstigem Gebete zum Himmel zu erheben, ob dieser sich ihres unermesslichen Unglücks erbarmen wolle. Da erinnert sie sich, mit welchem Vertrauen, mit welcher Freude sie einst als Jungfrau zu Gott gesleht und in Jubelliedern ihren Dank ergossen habe: aber jetzt scheint sein Vaterauge sich abgewandt, sein Antlitz mit dem Lichtglanz seiner Sterne in dunklen Wolken wie hinter verhüllenden Teppichen sich ihr entzogen zu haben; ja, sie beginnt an Gottes Allmacht zu verzweifeln, fürchtet, die wilden Naturkräfte wütheten gegen seinen Willen, um die Erde zu zerstören und alle ihre Bewohner zu vernichten, wovon das starke, von Raubthieren hergenommene „zerknirschen“ steht. Da der Donner indessen ganz nahe gekommen, der Sturm noch zugenommen, bricht sie in den Weheruf des Entsetzens und der Verzweiflung an aller göttlichen Hülfe aus. Immer toller rasen die Elemente. Das Meer erhebt sich so hoch, daß es auf den am Fuße der Felsen sich hinziehenden Wald sich ergießt und fast flammenartig sprüht, während die Blitze die Gipfel der höchsten Wälder durchzucken und sie hinzuschmelzen scheinen, endlich aber wie ein Strom (Wasser und Blitz scheinen eines die Natur des andern angenommen zu haben) auf die Erde sich ergießen, die nur Verzweifelte trägt. Der Dichter hat in dieser Jammerklage eine Gewalt der Sprache entfaltet, welcher selbst bei ihm wenig Aehnliches an die Seite zu stellen ist. Beim Einschlagen des Blitzes fällt die Flüchtende betäubt nieder (was freilich durch eine szenarische Bemerkung angedeutet sein sollte), während am Himmel in einem Sternbilde der Namenszug der Herzogin „als ein Wunder- und Trostzeichen“ erscheint.

War es ja die Herzogin, die Großmutter unserer Kaiserin, die

in der höchsten Noth durch ihr muthiges, echt fürstliches und wahrhaft hehres Auftreten Napoleons aufblühenden Zorn entwaffnete und Weimars Untergang verhütete, die, da sie „den Glauben in der tiefsten Brust nährte“, wie es in „Des Epimenides Erwachen“ heißt, „unter Glut und Mord und Rauben das Verderben abwehrte“. Der durch das Sternbild angedeutete im allgemeinen Verderben sich bewährende rettende Muth der Fürstin bildet den geraden Gegensatz zu der an Gott und Welt verzweifelnden, zuletzt zusammenbrechenden Flüchtenden, und zugleich den Uebergang zu dem zweiten heiteren Theile, dem eigentlichen Gegenstande des Festspiels.

Bildet im ersten Theile das Unglück der Verwüstung den Hauptpunkt, so hier das Glück des hergestellten Friedens, als dessen Gleichniß die so lang ersehnte, endlich an der Hand des Gatten heimkehrende Großfürstin dargestellt wird, wie der mit allgemeiner Theilnahme aus vollem Herzen ihr bereitete Empfang als Vorbild jenes unablässig regen Strebens und Wirkens aller erscheint, welches den neu zu begründenden Wohlstand und wahres Bürgerglück schafft. Wie in der ersten Szene die Kriegsgöttin die Verwüstung und die verzweifelnde Noth bereitet, so ist es hier die alles mit Weisheit und Gerechtigkeit zum Besten lenkende Herrschermacht, welche als nothwendige Bedingung des sichern Friedens und der Wiederherstellung des zerrütteten Landes erscheint. Sie tritt an der ihr gebührenden Stelle, im Thronsaale, wie es hier heißt, im „königlichen Saale“, in der ihr eigenen Tracht, dem Krönungsornat, mit Zepter, Krone und Königsmantel, auf. Bewegt die erste Scene sich im tragischen Trimeter, den der Dichter schon bei dem Anfange seiner „Helena“ und in den beiden frühern Vorspielen angewandt hatte*), so spricht die Majestät ihre Antrittsrede in fünffüßigen Trochäen, einem ruhigen, ernst würdigen Maaße, dessen Goethe sich hier zuerst auf der Bühne bedient, während er es in erzählenden Gedichten seit 1775 mehrfach angewandt hatte. Bereits in „Paläophron und Neoterpe“ traten vierfüßige Trochäen neben jambischen Trimetern auf; in ihnen läßt Goethe den Frieden seine anmuthige Schilderung

*) Vgl. meinen Aufsatz „Der Text des zweiten Theiles von Goethes Faust in der „Zeitschrift für deutsche Philologie“ XV, 438 f.

des festlichen Empfanges sich ergießen, wogegen er zu den Reden der Majestät den um einen Trochäus längern, daher feierlichen Vers wählte, nur im Gespräche zum Trimeter zurückkehrte. Die Majestät gibt sich gleich als die mit Weisheit ausgestattete Macht zu erkennen, welche überall schon durch ihr bloßes Auftreten sich Vertrauen erwirbt, wie dagegen vor der rohen Gewalt alle flüchten. Hiermit spricht sie entschieden den Gegensatz zum vorigen Auftritt aus, ja die Aufeinanderfolge ist bestimmt ausgedrückt. Wir glauben, daß in den Worten:

Und wie vor Gewalt sich Furcht geflüchtet,
So entgegnet nun der Macht Vertrauen,

nichts weniger angedeutet ist, als daß die zerstörende Kriegsgewalt ebenso der Ausfluß der höchsten Souveränität sei wie deren ordnende und schützende Macht. Gewalt und Macht sind keineswegs dem Dichter gerade Gegensätze; die eine bewältigt und zerstört, die andere gebietet und leitet. Nachdem die Majestät sich als weise Herrschaft bezeichnet und die Verehrung ausgesprochen hat, welche die Menge aus der tief in der Menschenbrust liegenden Neigung zur Ehrfurcht, die Goethe später einmal als Erbtugend des Menschen bezeichnet, ihr entgegenbringt, geht sie darauf über, daß nicht allein der König, sondern auch jeder Bürger an seiner Stelle förderlich wirken könne. Zunächst schildert sie die Macht des Künstlers über die Natur, wobei sie das Beispiel vom Baumeister hernimmt, der so mächtige Werke aufzuführen versteht, daß man ihn mit dem Schöpfer der Welt zu vergleichen wage. So kann jeder an seiner Stelle wirken; nur auf das Wollen und Können kommt es an, das sich freilich nicht immer verbindet: oft fehlt das eine oder das andere, das Können aber vermag ein Jeder sich zu verschaffen, der sich in dem seinen Anlagen gemäßen Kreise redlich bemüht. Als Beispiel, wie jeder auch im kleinsten zu wirken vermöge, dient der Weber, dessen Kunst so wenig verächtlich ist, daß die Gottheit selbst in ihm ein Gleichniß ihres eigenen Schaffens erkennt (man vergleiche die Aeußerung des Erdgeistes im „Faust“ vom Webstuhl der Zeit), und auch nach außen so nützlich und erfreulich wirkt. Eine und dieselbe Thätigkeit ist es, die überall in der Natur und der Menschheit

wirkt, ja es ist ein Abglanz der Gottheit, wobei man sich der am Anfang des „Faust“ vorstehenden Lehre vom Makrokosmos erinnere. Mit einem raschen Uebergange fordert nun die Majestät die Zuschauer auf, jeder von ihnen möge jetzt freudig die zu frischem Wirken und zur Herstellung des Zerrütteten Rückkehrenden empfangen, wobei die zum Bestehen des Staates nöthige Unterordnung hervorgehoben wird, der seine höchste Spitze in dem Fürsten habe, wie die Stadt in ihrem gewählten Aeltesten, die Familie im Hausvater. Zieme es sich auch, auf Gottes Segen zu hoffen, so müsse doch jeder an seiner Stelle redlich arbeiten*), das Zerstückte wieder herzustellen, den Wohlstand neu zu gründen, und durch weises, verständiges Wirken sich an dem durch die Majestät ermöglichten Bürgerglücke zu betheiligen.

Aber die Herrschaft bedarf zu ihrer gesegneten Wirksamkeit der äußern Ruhe. So tritt denn jetzt der endlich wiedergekehrte Friede zu der Majestät, welche diese (die sich als ihre Dienerin bekennt, insofern alles sich jener unterordnen muß) als gleich berechtigte Mitherrscherin, als ihre Schwester anerkennt. In ihrer Umarmung ist das Glück des Landes nun wieder fest begründet. Die Majestät hat in Weimar nie gefehlt, da sie, auch während der Abwesenheit des Herzogs, von dessen Gattin so würdig vertreten war, aber den äußern Frieden sammt dem Wohlstand hatte der Krieg schrecklich zerstört; dieser mußte zurückkehren, was gerade durch den Einfluß der Majestät geschah, wie das Sternbild am Ende der ersten Szene andeutete. Der Friede berichtet nun mit heiterer Lust den jubelnden Empfang bei der Rückkehr der allgeliebten Großfürstin, an welchem der neuliche von verehrender Liebe und frohem Stolze gefeierte Einzug ihrer Tochter, der Kaiserin Augusta, in ihre Geburtsstadt Weimar wieder erinnerte. Dieser Bericht wird aber auf echt dramatische Weise belebt, so daß wir erst allmählich (die Fragen der Majestät bilden dabei geschieht den Uebergang) Veranlassung und Zweck des Jubels erfahren. Sehr glücklich beginnt sie mit der freudig bewegten Schilderung, wie alle Bürger dieser Stadt, welche die Künste immer liebevoll gepflegt habe, heute in vereinter Thätig-

*) Das Sprichwort lautet: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott.“

feit mit vollem Herzen wetteifern. Die Majestät, die von dem, was sich eben begeben hat, nichts weiß, rühmt eine solche Thätigkeit als den Grundstein jedes staatlichen Wohls; sie müsse eben aus eigener Seele fließen, da der Staat sie durch Belohnungen nicht überall zu wecken vermöge, aber es bedürfe dieser auch nicht, da sie ihren Lohn in sich trage. Nur ein solcher thatkräftiger Sinn befähige auch zu gedeihlichem öffentlichen Wirken, mache den wahren Patriot, der seiner Gemeinde vorzustehen und so das Wohl der Gesammtheit zu gründen vermöge. Hier tritt Goethes Ueberzeugung von der wahren politischen Wirksamkeit in reiner Klarheit hervor. Der echte Patriotismus schien ihm darin zu bestehen, daß jeder in seinem Kreise tüchtig wirke, wodurch er erst die Fähigkeit erhalte, das Gemeinwohl zu fördern; denn wer in seinem eigenen Hause kein gutes Regiment führe, wer in seinem beschränkten Kreise nicht wirke, könne noch weniger der Gemeinde vorstehen, wie er denn auch noch später, als Weimars Großherzog aus freier Bewegung eine Verfassung dem Lande gegeben hatte, nur den „guten Wirth“ zur Vertretung beim Landtage für tauglich erklärte. Den alten Spruch Luthers, wenn jeder seine Lektion lerne, so werde es gut im Hause stehen,*) erweiterte Goethe zur Ansicht, daß nur aus tüchtigem, allseitigem Wirken eine würdige Gemeindeverwaltung hervorgehe, daß ein auf redlicher Thätigkeit beruhendes Familienleben die nothwendige Voraussetzung jedes geordneten Gemeindelebens sei, das wieder die Grundlage des Staates bilden müsse. Und dieser Grundsatz bleibt ein unerschütterlicher Feis, auf dem auch unser neues deutsches Reich für und für ruhen möge, das seine volle Kraft im geordneten Familien-, Gemeinde- und Staatenleben finden muß.

Treffend hat von Loeper hierbei auf ein vor zehn Jahren an Goethes Geburtstag gesprochenes Wort Palmerstons erinnert: „Unser Patriotismus muß, wie unsere Mildthätigkeit, zu Hause beginnen. Ein Mann muß vorher sein Heimathaus und seine Fa-

*) Vgl. Goethes Verse „Bürgerpflicht“ vom 6. März 1832. Im zwölften Buche von „Wahrheit und Dichtung“ heißt es, der Patriotismus bestehe darin, daß jeder vor seiner Thüre lehre, seines Amtes wahre, auch seine Lektion lerne, damit es wohl im Hause stehe. Auch Bürger bezieht sich auf Luthers Spruch in der „Antwort an Göcking“ (1777).

milie lieben, dann seine Stadt und seinen Bezirk, und wenn er dann seine Grafschaft liebt, so liebt er sein Vaterland.“ Goethe war weit entfernt, vom Haß und Widerstreben gegen Napoleons damals unangreifbare Macht Heil und Glück zu erwarten, abgesehen davon, daß seiner Natur jeder gewaltsame Umsturz des Bestehenden und jedes aussichtslose Bekämpfen der begründeten Macht zuwider war; er glaubte mit seinem Herzoge und dem Geheimerath von Voigt, der mit ihm sich eingehend berieth, es gelte zunächst die Wiederherstellung des Landes. „Ueber die höhere Politik habe ich mich zufrieden gegeben, und mich getröstet, daß nichts verabsäumt ist von der staatsdienenden Klasse,“ schrieb Voigt gleich nach den Unglückstagen Weimars. Der Herzog wünschte nur noch ein Duzend Jahre mit diesem vortrefflichen Staatsmanne zusammen zu leben, um die Wunden vielleicht leidlich heilen zu können, die dem Lande geschlagen worden, und so unternahm er schon im Juli 1808 eine Umgestaltung der Landesverfassung, welche „das alte Gute mit dem neuen Zustande der Dinge und den Lehren des Zeitlaufs vereinbaren, nach so mancher Weltzerrüttung auch im Innern eines jeden speziellen Vaterlandes ein Ganzes zusammenhalten“ sollte. So war also Goethe in dem politischen Ziele mit dem Herzog und dessen leitendem, ihm befreundetem Staatsmanne vollständig einverstanden, auf das er auch in unserm Vorspiele hinzudeuten nicht unterlassen konnte. Und so stellt er hier das begeisterte Zusammenwirken beim Empfange der Großfürstin als Sinnbild jenes Bürgerlebens auf, das allein den Staat wiederherstellen könne. Der Friede erkennt die Wahrheit jenes von der Majestät ausgesprochenen Grundsatzes an, und bezeichnet ein solches Wirken, diesen echten Bürgersinn, als Grundstein des Staates, geht aber sodann zu einer anmuthig belebten Schilderung des heutigen Festjubiläums über. *) Dadurch, daß die Majestät meint, es handle sich um ein Friedensfest, bei welchem sie auch einen leidenschaftlichen Erguß der Freude nicht tadeln mag, gewinnt der Dichter den Uebergang zur Großfürstin, welcher der Empfang gegolten habe. Der Friede bezeichnet diese,

*) Den wirklichen Empfangsjubel hat er hier vortrefflich beschrieben, wie Vulpinus in dem angeführten Briefe an Meyer bemerkt.

welche heute mit ihrem gleich jungen und hoffnungsvollen Gemahl wie eine Leben spendende und segnende Gottheit zurückkehre, als sein ausdrucksvollstes Abbild. So ist ihre Rückkehr ein Friedensfest.

Aber auch die Majestät muß noch ihren innigsten Antheil an diesem Feste bekunden, und den übrigen fürstlichen Personen darf ihre Verehrung nicht entzogen werden. Zunächst bemerkt sie, je größer Schmerz und Trauer bei der Entfernung der Großfürstin gewesen, um so größer seien bei der Rückkehr die Freude und der Jubel, und sie fordert den Frieden auf, alle heute zurückkehrenden und sich in Weimar wieder zusammenfindenden Fürstlichkeiten mit ihrer Macht zu schützen, insofern der Friede eben nur eine Dienerin der Majestät ist. Eigentlich waren an diesem Tage nur das erbprinzliche Paar und der Herzog zurückgekehrt, aber auch die Herzogin und die Prinzessin Karoline erst wenige Tage vorher angekommen. Das segensvolle Wirken der Herzogin war am Schlusse der ersten Szene gefeiert worden; ihr mußte am Ende des Ganzen eine ähnliche Erscheinung entsprechen. Die Majestät gedenkt zuletzt noch der vor wenigen Monaten hingeschiedenen Herzogin-Mutter, wobei im Hintergrunde in einem Sternbild der Anfang ihres Namens sich zeigt, umgeben von den Anfangsbuchstaben der Namen der sämtlichen Mitglieder der herzoglichen Familie. Ihre letzten Tage waren durch das Landesunglück und den Tod eines geliebten Bruders getrübt; aber jetzt steht ihr Andenken in reiner Glorie, ihr Name lebt in ewiger Erinnerung, hochverehrt von den Ihrigen und dem Lande. Möge ihr Andenken, wie sie selbst früher, wo sie stets den Ihrigen und dem Lande sich wahrhaft mütterlich erwiesen, immerfort wirken und lehren, wie sie, mit rein menschlichem Sinne zu genießen, aber auch, wie sie früh gelernt, zu entbehren, zu hoffen und zu leiden bis zum letzten Lebenshauche, vor allem auch männlich kräftig sich zu zeigen, was gerade in letzter Zeit unumgänglich nöthig gewesen. Auch der Anfang der Regierung der hingeschiedenen Herzogin war sehr schwer gewesen, da das Land damals, wo sie als jugendliche, fast noch kindliche Wittve ihm vorstand, vom siebenjährigen, Kriege zu leiden hatte. So tritt also hier zum Schlusse die segensreiche Wirkung der Herzogin-Mutter hervor, deren Geist auf ihre Nachkommen forterben möge. Das Vorspiel feiert demnach außer der Großfürstin,

der künftigen Herzogin, ihre beiden Vorgängerinnen, die hingeschiedene und die regierende, welche das Land vor kurzem gerettet, also gleichsam den Schutzgeist des Landes in seinen Fürstinnen, deren jüngste zu allgemeinem Jubel eben zurückgekehrt ist, fordert aber zugleich die Bürger zu eifrigem Bestreben auf, im Verein mit dem Fürstenhause durch rastloses Wirken den aus dem Krieg geretteten Staat wieder zu Wohlstand und Macht zu erheben. Hierdurch erhält die glücklich ausgeführte, gedankenvolle Dichtung ihre zusammenschließende Einheit.

II.

Gar traurige Zeiten waren es, welche die Rheinbundstaaten unter Napoleons Oberherrschaft verlebten, der, nachdem er Deutschland zer Sprengt hatte, nur darauf sann, sie allmählich sich ganz einzuverleiben, wozu jede Auflehnung ihm ein willkommenes Mittel bot, während sie, so lange sie den aufgezwungenen Gehorsam leisteten, zur Bekämpfung Preußens und Oesterreichs, deren endlicher Untergang oder völlige Unterwerfung ihm nur eine Frage der Zeit schien, erwünschte Bundesgenossen waren. Das Streben jedes wohl denkenden Staatsmannes mußte bei dieser bedauerlichen Lage der Sache, besonders da man nicht ermessen konnte, wie weit Napoleons Ehrsucht sich vermessen würde, zunächst darauf gerichtet sein, die unter den gegebenen Verhältnissen mögliche Entwicklung des bürgerlichen und staatlichen Lebens zu fördern, ohne, wie sehr das Herz auch nach deutscher Unabhängigkeit und würdiger Machtstellung des gesammten deutschen Volkes verlangen mochte, auf Pläne zur Abschüttelung des fremden Joches sich einzulassen, welche vorab ohne alle Aussicht schienen. Preußen und Oesterreich waren niedergeworfen, und mochte auch eine Erhebung beider in sicherer Aussicht stehen, ein gemeinsames Handeln schien bei der herrschenden Zwietracht kaum zu erwarten, Krieg des einen oder des andern ohne Aussicht und dazu verderblich für die Rheinbundstaaten, die sich am Kampfe betheiligen und, besonders die Preußen und Oesterreich nahe liegenden, unter ihnen vor allem Weimar, durch die Kriegszüge leiden mußten. Rußland stand mit dem französischen Eroberer im

besten Vernehmen, so daß von ihm keine Hülfe erwartet werden konnte. So schien jeder Auslehnungsversuch in den Rheinbundstaaten nur zu völliger Zertrümmerung und Unterwerfung zu führen.

Im Herzogthum Weimar stimmte Herzog Karl August darin mit Goethe und Voigt überein, daß es zunächst gelte, die dem Lande geschlagenen Wunden zu heilen, die Entwicklung und Belebung des Wohlstandes zu fördern. Deshalb beeilte er sich, die drei Landschaften Weimar, Jena und Eisenach zu vereinigen, die Rechte der Stände förderlich zu erweitern, durch neue Städteordnungen die Bildung eines selbständigen Bürgerthums zu beleben und das Land durch Verbesserungen in jeder Art der Verwaltung zu erleichtern. Der Entwurf zu einer neuen Verfassung wurde schon am 9. Januar 1809 den jetzt zum erstenmal vereinigten Ständen der drei Landschaften vorgelegt. Während Karl August so zunächst das Wohl seines Landes im Auge hielt, konnte sein für das große deutsche Vaterland rastlos thätiger Geist nicht unterlassen, im geheimen deutsche Gefinnung, Haß gegen den auf Deutschlands Zertrümmerung sinnenden Tyrannen und Hoffnung auf endliche Befreiung zu nähren. Zu diesem Zwecke nahm er von Müßling, der 1806 mit ihm den Rückzug gemacht hatte, in seine Dienste. Er stellte ihn als Vicepräsidenten des neuen Landschaftskollegiums an; dessen geheime vaterländische Thätigkeit blieb selbst Goethe und Voigt unbekannt, da der Herzog wußte, wie wenig beide der von Weimar aus insgeheim in ganz Deutschland betriebenen Aufregung der Geister geneigt waren, die, wenn sie irgend verrathen wurde, die fürchterlichste Rache Napoleons gegen den Herzog und sein Land entflammt haben würde. Goethe widmete sich mit vollem Eifer der Oberaufsicht der ihm untergebenen Anstalten für Wissenschaft und Kunst, und er förderte die Früchte seines nie ruhenden Geistes, die dem Vaterland zur Hebung und zum Ruhme gereichen sollten. Auch ein deutsches Volksbuch schwebte ihm im Sommer 1808 einige Zeit vor; er besprach sich darüber mit Riemer, doch kam er nicht über den allgemeinen Plan hinaus. Schwer empfand auch Goethe die Demüthigung, die Napoleon zu Erfurt den deutschen Fürsten auflegte, und die Nöthigung des Herzogs zu kostbaren, das Land drückenden, ja auf die Verhöhnung deutschen Volksthums deutenden Festen:

aber wer durfte den Zorn des Allgewaltigen reizen! Am wenigsten der Herzog, dessen Namen er schon einmal fast aus der Reihe der deutschen Fürsten gelöscht hätte.

Im März 1809 erfüllte der Aufruf des Kaisers von Oesterreich an sein Volk und ganz Deutschland den Dichter mit schweren Sorgen, da er davon die traurigsten Folgen voraussah, an eine allgemeine Erhebung nicht zu denken wagte. Die weimarischen Jäger mußten nach Tirol ziehen. In Jena, wo Goethe sich an die Geschichte der Farbenlehre hielt, empfing er die Nachricht von der Einnahme Wiens. Während der Krieg seine blutige Ernte im Kaiserstaate hielt, begann er die Ausarbeitung der tragischen Geschichte der „Wahlverwandtschaften“. Der unglückliche Zug des Königs von Westfalen brachte Weimar in solche Gefahr, daß Goethe in ängstlicher Sorge von Jena dorthin zurückeilte. Kurz nach der Beendigung seiner „Wahlverwandtschaften“ sah sich Oesterreich zum Frieden gezwungen, welcher ihm schwere Verluste auflegte und ihm das treue Tirol entriß, das durch deutsche Truppen niedergeworfen wurde. Hofer starb den Heldentod deutscher Treue. Entsetzt wandte sich Goethe von den traurigen politischen Zuständen ab, deren Besserung in naher Zeit nicht zu erwarten stand. Auch von einer Erhebung Preußens hoffte er kein Heil. Gegen dieses war er sehr verstimmt; es verfolge bloß seine eigenen Pläne, meinte er, ohne des Wohles der kleinen Staaten zu achten, die nur im Anschlusse an Preußen ihre Kraft fänden; „ganz anders würde es stehen, hätte man in Deutschland immer redlich für sich und die Seinigen und dann für die Nächsten und immer wieder Nächsten redlich gesorgt“. Mit warmer Liebe hing er an seinem Fürstenhause, für welches die im Januar 1810 sich entscheidende Verlobung der Prinzessin Karoline mit dem Erbgroßherzoge von Mecklenburg-Schwerin ein erfreuliches Ereigniß war. Durch die Dichtung zweier Maskenzüge zu den Geburtstagen der Herzogin und der Großfürstin suchte er dies würdig zu feiern; was Weimars Fürsten von jeher für die Pflege der Dichtkunst gethan hatte, hob er hier hervor und deutete an, wie auch der jetzige Hof dem Beispiele der Vorfahren würdig gefolgt sei.

Statt der von den begeistertsten Vaterlandsfreunden ersuchten Vereinigung Preußens und Oesterreichs gegen Frankreich mußten

sich beide mit diesem gegen Rußland verbinden, da es in Folge der Einverleibung Hollands, Oldenburgs und aller Rheinbundstaaten bis zur Mündung der Elbe zwischen dem West- und dem Ostkaiser zum Bruche gekommen war. Als die ungeheuren nach Rußland ziehenden Schaaren Weimar überschwemmten, scheint Goethe die erste Ahnung einer Wendung von Napoleons Schicksal aufgegangen zu sein; denn auf die Aeußerung der Furcht über die Verheerung, welche diese Heere bei ihrem Rückmarsche anrichten würden, erwiderte er: „Wartet erst ab, wie viele davon wiederkommen werden!“ Um nicht Zeuge der unaufhörlichen, das Land erdrückenden Durchzüge zu sein, eilte er früher als gewöhnlich nach Karlsbad. Dieses genoss damals das Glück, zum erstenmal den Kaiser von Oesterreich, in Begleitung seiner kaiserlichen Tochter, die vor zwei Jahren als angetraute Braut Napoleons nach Frankreich gezogen war, bei sich zu begrüßen. Goethe konnte nicht umhin, wie er vor zwei Jahren die Anwesenheit der österreichischen Kaiserin im Namen der Bürgerschaft gefeiert hatte, jetzt den Besuch von Frankreichs Kaiserin, die Napoleons Thron einen Erben geschenkt hatte, an der Seite ihres kaiserlichen Vaters durch seine Muse zu begrüßen. Dabei mußte er ihres Gatten, des jetzt mit Oesterreich gegen Rußland verbündeten Weltherrschers, der sich ihm selbst anerkennend geneigt bewiesen hatte, in Ehren gedenken. Aber wie hoch er ihn auch als Hersteller Frankreichs, als genialen Weltherrscher, als Helden und Günstling des Schicksals feiert, was er von ihm vor Allem erwartet, ist die Herstellung des Weltfriedens, wie wenig er auch an die Erfüllung dieses Wunsches schon damals denken mochte. Durfte er auch nicht im geringsten hoffen, daß sein Wunsch von Einfluß sein, ja diesem nur bekannt werde, so wollte er doch nicht die Gelegenheit vorbeigehen lassen, sein sehnlichstes Verlangen nach Frieden auszusprechen, als dessen Pfand er die Geburt des Sohnes begrüßte, durch die „das Reich gesichert wie gerundet“ stehe, Napoleon selbst „froh im Sohne sich gegründet fühle“.

Sie, die zum Vorzug einst als Braut gelanget,
 Vermittlerin nach Götterart zu sein,
 Als Mutter, die, den Sohn im Arme, pranget,
 Befördre neuen, dauernden Verein;

Sie kläre, wenn die Welt im Düstern banget,
Den Himmel auf zu ew'gem Sonnenschein!
Uns sei durch sie dies letzte Glück beschieden:
Der alles wollen kann, will auch den Frieden.

Er selbst gestand, daß er die Gedichte in dieser Zeit nicht ohne Sorge veröffentlicht habe, aber sogar Frau von Stein, die Napoleon auf das bitterste haßte, war mit der feinen Art, wie Goethe in diesen herrlichen Stanzas sich einer so schwierigen Aufgabe entledigt hatte, nicht unzufrieden. Frau von Schiller fand Form und Darstellung sehr schön. Goethe aber meinte, er verdanke das Lob, was ihm von manchen Seiten zukam, mehr seinem guten Glück als seinem Talente. Natürlich zog ihm von andern Seiten diese in pindarischer Weise die gewünschte Tugend als wirklich vorhanden darstellende und so dazu auffordernde Feier des Welt-eroberers von den warmen patriotischen Seelen bittern Tadel zu. Aus Moskaus Asche stieg ein paar Monate später der Racheengel auf, welcher den Unterdrücker der Völker, der Europa an seinen Triumphwagen zu fesseln sich vermessen hatte, auf schauerlicher Flucht nach Frankreich zurücktrieb. Aber welche Drangjale hatte Deutschland zu bestehen, ehe der Sturz des neuen Timur ihm gelingen konnte! Goethe, das Kind des Friedens, litt unendlich unter den Wirren und Leiden des nähern und fernern Vaterlandes, besonders da er nicht die Hoffnung hegen durfte, Oesterreich werde seine Eifersucht überwinden und zu dem begeistert erhobenen Preußen als treuer Bundesgenosse stehen. Auch war er über Preußen und das, was er für preußische Annäherung hielt, nach dem bisherigen Verlaufe der Dinge nicht wenig verstimmt, dazu in Folge der Aufregung körperlich leidend. Doch glaubte er sich auch in dieser bedenklichen Zeit dem Hofe nicht entziehen zu dürfen. Von des Dichters arger Verstimmlung gegen die Preußen zeugt noch die auf böser Erinnerung beruhende spätere Aeußerung in den „Tag- und Jahreshesten“: „Ein geringes Corps Preußen besetzt Weimar, und will uns glauben machen, wir seien unter seinem Schutze sicher. Die Freiwilligen betragen sich unartig, und nehmen nicht für sich ein.“ Der Dichter war damals durch die kriegerischen Unruhen so aufgeregt, daß die Seinigen seine Abreise nach Teplitz möglichst be-

schleunigten. Kaum gelang es ihm, mit einem preußischen Pässe durchzukommen. Am folgenden Tage warfen die Franzosen die wenigen Preußen aus Weimar. In Meissen wurde Goethe, obgleich er in einen russischen Generalsmantel sich versteckt und die Militärmütze tief ins Gesicht gedrückt hatte, von dem Dichter Fouqué, der sich bei einer Compagnie Freiwilliger befand, erkannt. Nach dessen Wunsch mußte er seinen Waffensegen auf einen ihm dargereichten Hirschfänger sprechen, was er mit den Worten that: „Zieht mit Gott und alles Gute sei Euren guten deutschen Muthen gegönnt!“ Zu Teplitz, wo er mit seiner hochverehrten Großfürstin zusammentraf, erhielt er die ersten Andeutungen von einer allgemeinen Verbindung gegen Napoleon, die ihn aber so wenig zu beruhigen vermochten, daß er nur unendliche Verwirrung in nächster Aussicht und keine Bürgschaft unzweifelhaften Erfolges sah. „Der Himmel gebe Friede um tausend und abertausend Ursachen willen“, schreibt er an Zelter, „und dann auch damit wir Leser sünden!“ Er hatte diese Jahre über sich in seine eigene Vergangenheit und die Zeiten seiner Jugend geflüchtet, und war eben mit dem dritten Bande von „Wahrheit und Dichtung“ beschäftigt. Die Welt schien ihm so zerrissen, daß man nicht wisse, wem man angehöre. Auch nach dem Abschlusse des Waffenstillstandes „verschlechte ihm die Verdüsterung des politischen und militärischen Himmels und die Nähe so vieler unaussprechlich Unglücklichen jedes Behagen“. Als er auf der Rückreise in Dresden, wohin ihn der Herzog berufen hatte, bei Körner mit Stein und Arndt zusammentraf, reizte ihn die allgemeine begeisterte Zuversicht auf Napoleons nahen Sturz zu heftigem Widerspruch. „Schüttelt nur an Euren Ketten!“ rief er aus. „Der Mann ist Euch zu groß; Ihr werdet sie nicht zerbrechen.“ Mit dem Regierungsrath Peucer wettete er sogar um einen Dukaten, daß es nicht zum Kriege kommen, sondern bald Friede sein werde. Als er in Weimar die endlich zu Teplitz abgeschlossene Verbindung gegen Napoleon erfuhr, gerieth er in die bänglichste Spannung, da selbst bei dem günstigsten Erfolge wieder schwere Leiden in Folge des Rückzugs der französischen Armee Weimar drohten. An den Tagen der Leipziger Schlacht dichtete er den Epilog zu „Esser“, dessen Verse:

Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag,

ihm später prophetisch schienen, obgleich er selbst damals noch an Napoleons Glück glaubte. Der Herzog trat, sobald er konnte, zu den Verbündeten. Als die Kosaken nach Weimar kamen, schrieb Goethe an ihren Führer, den Oberstlieutenant von Bock, er habe freilich nichts weniger als Kosaken in Weimar zu sehen gewünscht:

Doch als die heilig große Flut
Den Damm zerriß, der uns verengte,
Und Well' auf Welle mich bedrängte,
War Dein Kosak mir lieb und gut.

Wie wenig aber auch jetzt noch Napoleons Sturz Goethe sicher schien, zeigt sein merkwürdiges Gespräch mit Juden im November. Dieser wurde davon so ergriffen, daß seine Augen sich mit Thränen füllten, und er die innigste Ueberzeugung gewann, diejenigen befänden sich im ärgsten Irrthum, welche den Dichter zu beschuldigen wagten, er habe keine Vaterlandsliebe, keine deutsche Gesinnung, keinen Glauben an unser Volk, kein Gefühl für Deutschlands Ehre oder Schande, Glück oder Unglück; er fühlte, daß sein Schweigen bei den großen Ereignissen lediglich eine schmerzliche Resignation gewesen, zu welcher er in seiner Stellung und bei seiner genauen Kenntniß von den Menschen und Dingen sich habe entschließen müssen. Entschieden sprach Goethe gegen ihn den Glauben an die große Bestimmung aus, welche das deutsche Volk noch habe; nur könne, meinte er, kein menschliches Auge die Zeit, wann diese sich erfüllen werde, voraussehen, keine menschliche Kraft sie beschleunigen. Was ihn besonders bei allem Glücke der Befreiung nicht zu wahrer begeisterter Freude gelangen ließ, war seine Trauer, daß Deutschland sich nicht allein zu befreien vermocht hatte, daß es freudig die fremden Völker, von denen vielleicht ihm später selbst Gefahr drohe, als seine Retter begrüßte, daß das eigentliche Freiheitsgefühl noch nicht im ganzen Volke erwacht war, das sich nur freue, sich von diesem Joche befreit zu sehen. Wie schön und groß lautet des edlen deutschen Dichters Wort: „Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über die

ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche; und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinweg zu heben vermag: aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost, und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Deutschlands Zukunft.“ Freilich das Vertrauen auf den jetzigen Erfolg wankte noch oft, ja eines Tages trug er sich mit großen Plänen, den entsetzlichen Kampf abzuwenden, dessen Wechselfälle niemand voraussehen könne*); doch überzeugte er sich bald von der Unmöglichkeit, und meinte dann, man müsse schweigend Gottes moralische Weltregierung anerkennen, da niemand mit sprechen könne.

Der edle Herzog von Weimar, der einen so hervorragenden Antheil an Erweckung und Wachhaltung des deutschen Sinnes, des Hasses gegen den Tyrannen und der Liebe zur unterdrückten Freiheit geübt, zog am 7. Januar 1814 als sächsischer Generalissimus nach den Niederlanden, nachdem Goethe noch an der Hofstafel von ihm Abschied genommen hatte. In Weimar hatten sich Jünglinge und Männer zum heiligen Kampf für das Vaterland gedrängt. Mit ihnen trat Schillers ältester Sohn ein, auch Goethes August ließ sich nicht zurückhalten, aber der Vater wußte den Herzog zu bestimmen, ihn durch einen Auftrag vom Auszug zurückzuhalten. Es war Goethe unmöglich gewesen, bei seiner damaligen unendlichen Reizbarkeit die Sorge um seinen einzigen Sohn neben allem, was ihn drückte und beängstigte, zu tragen. Am Vorabend des Abganges der Freiwilligen, wurde auf einer Privatbühne die Vorstellung von „Wallensteins Lager“ mit einer neugedichteten Szene von Goethe geschlossen, in welcher der alte Dichter ein heiteres Wort mit dem herzlichen Wunsche den Scheidenden weihte, daß sie, nachdem sie „das große Werk vollbracht“, in alter Liebe und Treue zu den Thronen zurückkehren möchten.

Mit gespanntestem Antheile folgte er den Erfolgen der Verbündeten, die am Neujahrstage den Rhein überschritten hatten. Den

*) Vgl. Kiezers Brief an Luise Seidler vom 12. Dezember 1813.

16. Februar schickte er Peucer den Dukaten, den er bei der in Dresden vor einem halben Jahre geschlossenen Wette verloren, mit heitern Versen, worin er gestand, eine „frechere Wette“ könne man nicht verlieren; er hatte zur Zahlung einen rheinischen Dukaten gewählt, da man jetzt über dem Rheine fechte. Als die Verbündeten einmal zurückweichen mußten, sprach er den besorgten Wunsch aus, ihr erster Rückschritt möge auch der letzte sein. In dieser Zeit bangen Harrens war er so gespannt, daß er an Schillers Gattin schrieb, äußere und innere Leiden vermischten sich so, daß man kaum wisse, wie man daran sei. Den 11. April traf endlich die Nachricht der Einnahme von Paris, am 15. die von Napoleons Entfugung in Weimar ein. Die Stadt schwamm in Freude. Goethe konnte bei seinem leidenden Zustande nichts zu einer würdigen Feier der Siegesbotschaft auf dem Theater liefern, doch ward bei der Vorstellung der „Zauberflöte“ von Papageno ein Lied gesungen, das Tags vorher auf dem Balle der Ressource allgemeinen Beifall gefunden hatte, und alle Zuschauer sangen den Chor mit. Zu seiner Freude hatte er in dieser Zeit des Jubels, wo er nicht ausgehen konnte, den befreundeten Professor der Geschichte Hofrath Sartorius aus Göttingen, in seinem Hause; dieser konnte ihn über die Kräfte und Verhältnisse der Staaten zu einander einsichtig unterrichten und seine Hoffnungen für die Zukunft Deutschlands, ja Europas und der Welt, durch eine weite und genaue Kenntniß näher bestimmen. War ja der Druck, der so lange auf ihm gelastet hatte, endlich gelöst und die Erwartung auf eine freie, durch den Eingriff anmaßender Fremdherrschaft und die Drangsale des Krieges nicht mehr gestörte Entwicklung fest gegründet. Ein neues Leben mit seinem befreiten Volke lag ahnungsvoll wie ein heiterer Sommertag vor ihm, aber seine Seele war zu tief ergriffen, als daß er seiner Stimmung hätte einen dichterischen Ausdruck geben können, am wenigsten wäre es ihm möglich gewesen, einen zweiten Theil zu „Hermann und Dorothea“ zu schreiben, wie man seltsam genug von ihm verlangt hatte. Dagegen freute es ihn, als Ende Januar einer der Mitarbeiter der jenaischen Literaturzeitung, an welcher er lebhaften Antheil nahm und besonders die dortige Beurtheilung der vielen politischen Flugschriften dadurch ermöglichte, daß er dieselben sofort dem Herausgeber zu-

schickte, sich veranlaßt sah, des gerade in neuen Ausgaben erschienenen Gedichts unter den Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland anerkennend zu gedenken. Er selbst hatte sich, als er das Gedicht wieder ansah, gewundert, wie genau noch jetzt, nach so großen Veränderungen, der Sinn passe und zutreffe. Sei das große Werk vollendet, meinte er, könnte man mit Sicherheit ein Gedicht mit Friede schließen, so wäre freilich der betrachtenden und darstellenden Dichtkunst ein großes Feld eröffnet.

III.

Um die Mitte Mai 1814 begab er sich, da er sich nicht weit von Weimar entfernen mochte, zu dem vor kurzem eröffneten nahen Schwefelbade Berka, wo er ein Vorspiel zur Eröffnung des jetzt an die Stelle von Lauchstedt getretenen Theaters zu Halle dichten wollte; dieses sollte zugleich als Todtenseier des im vorigen November in Folge seiner opferwilligen ärztlichen Thätigkeit am Hospitaltyphus gestorbenen wackern Keil dienen, dem Halle vor allem sein Soolbad und sein Theater verdankte. Eifrig damit beschäftigt, empfing er am 17. Mai durch den mit der Theaterintendanz besonders betrauten Hofrath Kirms einen vom 6. datirten, den 7. an Kirms gesandten Brief mit dem Antrage, ein Vorspiel für das berliner Theater zur Feier der Rückkehr des Königs zu dichten, der etwa in vier Wochen, vielleicht auch früher oder später, in Begleitung des Kaisers Alexander in Berlin eintreffen werde. „Die Gegenwart des Kaisers und die Feier dieser seltenen Freundschaft“, bemerkte Hoffmann, „würde allerdings die Ausführung sehr erleichtern. Da es jedoch nicht positiv gewiß anzunehmen ist, ob der Kaiser mitkommt, und da der Kaiser Franz in dieser Sache so großen Ausschlag gegeben hat, so ist es allerdings nothwendig, seiner auf deutsche Weise zu gedenken und des Kronprinzen von Schweden zu erwähnen.“ Die Länge des Stückes hänge ganz vom Dichter ab; eine Dauer von zwanzig Minuten werde für ihren Zweck genügen. Da der König nicht gern sich angeredet sehe, so dürfe

dies höchstens am Schlusse geschehen. Kirms ritt sofort nach Verfa, um Goethe den so sehr verspäteten Brief zu bringen. Dieser fand die Zeit zur Erfüllung der so plötzlich an ihn herantretenden Forderung zu kurz, lehnte aber noch nicht entschieden ab, sondern versprach, binnen zwei Tagen seine Entschliebung ihm schriftlich mitzutheilen. Die ihrem Inhalte nach auf Iffland berechnete Antwort erfolgte am 19. *) Er könne ihm nicht verhehlen, schrieb er an Kirms, daß der freundliche und ehrenvolle Auftrag ihn in eine peinliche Lage versetze, da es ihm wehe thue, „eine einzige Gelegenheit, wie die, welche sich zu Berlin darbiete, zu versäumen“, aber wie gern er auch sonst Gelegenheitsgedichte bearbeite, und wie geschwind er sich zu einem solchen entschließe, wovon auch zeuge, daß er eben mit einem von der Badedirektion in Halle verlangten Vorspiel beschäftigt sei, finde er die Sache, nachdem er sie seit vier- undzwanzig Stunden nach allen Seiten durchdacht habe, unmöglich. „Vier Wochen sind ein gar zu kurzer Termin; sie wären es nicht, wenn ich mich in Berlin befände oder wenigstens von dem dortigen Theater und den äußern Verhältnissen früher persönliche Kenntniß genommen hätte. Die Wirkung nach Halle und in Halle wird mir leicht. . . . Die Aufgabe für Berlin ist groß, und ich erkenne in ihrem ganzen Werth die Ehre, die man mir erzeigt, zu glauben, daß ich sie zu lösen im Stande sei. Ich habe den großen Umfang, der gefordert werden kann, schnell durchdacht; aber ich darf keine Erfindung wagen ohne genugsame Zeit und hinreichende Kenntniß. Damit aber dieses nicht eine bloße Ausflucht schein, so erbiere ich mich,

*) Der Brief ist vom 18. datirt, aber entweder dieses Datum oder das des folgenden Briefes vom 20. muß falsch sein, da im letztern vom „gestrigen Briefe“ die Rede ist. Goethe hatte wohl die Zeit von zwei Tagen inne gehalten, den Brief am Morgen des 19. geschrieben, nachdem er volle vierundzwanzig Stunden (Goethe sagt nicht, daß er seit der Abreise von Kirms die Sache durchdacht habe) die Entscheidung reiflich überlegt hatte. Dies scheint mir jetzt wahrscheinlicher als die gegen meinen Uebersetzer Thomas Lytster ausgesprochene Ansicht, der zweite Brief müsse vom 19. datirt werden. Freilich könnte man beide Datirungen retten, wenn man bei dem „gestrigen Brief“ an die Zeit denken wollte, in der Kirms den Brief erhalten, so daß dieser erst am 19. abgesandt worden, aber wahrscheinlicher ist, daß Goethe sich einmal im Monatstage versehen hat.

eine ähnliche Arbeit durchzudenken, die bei einem bevorstehenden Friedensfeste auf einem so würdigen Schauplatz, wenn sie glückt, mit Ehren erscheinen dürfte. Hierzu wäre aber nöthig, daß der Herr Generaldirektor irgend einem geistreichen Manne den Auftrag gäbe, sich mit mir in Rapport zu setzen und mich mit den Persönlichkeiten der Schauspieler und Sänger, den Rollen, worin sie am meisten gefallen, und was man sonst noch für nothwendig hielte, bekannt zu machen. Hierauf würde ich die Erfindung gründen und mich darüber, auch abwesend, mit dortigen einsichtigen Männern vorläufig berathen und so getroster an die Ausführung gehen können.“ Aber schon bis zum folgenden Tage, wohl in den ihm so fruchtbaren frühen Morgenstunden, war ihm ein glücklicher Gedanke gekommen, und so schrieb er sofort an Kirms: „Haben Ew. Wohlgeboren etwa schon nach dem Inhalte meines gestrigen Briefes Herrn Generaldirektor Iffland mein Zweifel und Zaudern gemeldet, so haben Sie die Güte, dem verehrten Mann baldigst anzuzeigen, daß mir sein Auftrag allzuschmeichelhaft gewesen, als daß ich nicht hätte alle meine Kräfte hervorrufen und einen Versuch machen sollen, wie sein Verlangen zu erfüllen wäre. Nun ist mir ein Gedanke beigegangen, der mir der Ausführung nicht unwerth scheint. In einigen Tagen soll der Entwurf abgehen; wird er gebilligt, so können Kleider, Dekorationen, Instrumentalmusik durchaus vorbereitet werden. Die Gesänge schicke ich zuerst, sodann den Dialog. Da alles, was zu sprechen ist, unter viele Personen vertheilt wird, so macht sich keine Rolle stark, sie sind alle [an einem?] Tage zu lernen. Mehr sage ich nicht. Wäre meine gestrige Erklärung schon abgegangen, so bitte ich von der gegenwärtigen eiligen Gebrauch zu machen.“ Mit leidenschaftlichem Eifer hielt er sich an die Arbeit. Den 22. schreibt er an Voigt: „Das Vergangene und Gegenwärtige durchzudenken, werde ich auf die sonderbarste Weise veranlaßt; der Generaldirektor Iffland verlangt von mir ein Vorspiel zur Feier der königlichen Wiederkunft. Es will sich nicht recht ziemen, es abzuschlagen.“ Der an demselben Tage an Niemer geschriebene Brief ist bisher nicht gedruckt. Am 24. sandte er das in Folge seines Auftrages, der ihn erst erschreckt, denn aufgeregt habe, entworfene, schon vor zwei Tagen fertig gestellte, jetzt

ins Reine geschriebene Programm, über welches er sich Ifflands einsichtigen Rath erbat, der darnach, wenn es Beifall finde, Dekorationen, Kleider und Instrumentalmusik einstweilen besorgen lassen könne. Zunächst wolle er dann die Chöre senden, und er legte den aus seiner „Pandora“ genommenen Kriegerchor zu vorläufiger Ueberlegung sogleich bei.

Sehen wir diesen ersten Entwurf von „Epimenides' Erwachen“, wie ihn von Doeper vollständig mitgetheilt hat, genauer an, so schläft Epimenides vor dem weltzerstörenden Kriege nach dem Willen der Götter ein. Nachdem die vollständige Zerstörung und Unterdrückung erfolgt ist, dagegen Liebe und Hoffnung sich zu gemeinsamer Thätigkeit verbunden haben, sehen wir Epimenides bei völligem Dunkel erwachen. Von den beiden Genien zu den Stätten der Zerstörung geleitet, schaut er das unübersehliche Unglück, das er bejammert. Aber die Wiederherstellung erfolgt bald darauf. Als Epimenides diese bemerkt, fällt er auf die Kniee und scheint im Gebet sich zu sammeln; dann tritt er hervor und dankt den Göttern, endlich feiert er das Wirken der beiden Kaiser, des Königs von Preußen und des Kronprinzen von Schweden. Epimenides erscheint hier nur als „ein weiser, von den Göttern begünstigter Mann“, der den gewaltfamen Umsturz nicht erlebt, nur einen Augenblick die eingetretene Zerstörung schaut, der dann aber sofort die völlige Herstellung folgt, welche er mit priesterlicher Feierlichkeit in Anerkennung der hohen Mächte, denen sie zu verdanken ist, segnend weiht. Den eigentlichen Inhalt des Festspiels, die Befreiung von Zerstörung und Unterjochung, berührt der Rahmen des Einschlafens und Erwachens des Epimenides scheinbar gar nicht, so daß man sich erstaunt fragt, wozu der Dichter dieser Anwendung der Epimenidesfabel bedurft habe.

Sehen wir auf den eigentlichen Inhalt näher ein, so hat Goethe hier allgemein gehaltene allegorische, aber dichterisch belebte Darstellungen mit Hindeutungen auf neuere Personen und Begebenheiten verbunden. Zunächst läßt er den Dämon des Krieges und der Zerstörung sich mit dem der List und Zwietracht verbinden. Dem erstern gibt er eine an die Tracht des römischen Imperators erinnernde Kleidung, da er ihn als Weltoberer schildern will,

ohne auf Napoleons Person hinzudeuten; sein Heer besteht aus den dem alten römischen Reiche dienstbaren Völkern, deren er sich zur Unterwerfung der übrigen Welt bedient, wobei die Tracht der einzelnen Völker nicht genau der Ueberlieferung gemäß, sondern nur ähnlich gehalten sein soll, da eben nicht das altrömische Imperatorenthum selbst zur Darstellung kommen, nur allegorisch verwandt werden sollte. Der Dämon der List würde in Kleidung und Betragen an einen Staats- und Hofmann des sechszehnten Jahrhunderts erinnern, also die Diplomatie darstellen, in seinem Gefolge sich Doktoren finden, natürlich der Rechtsgelehrsamkeit, Geistliche und schöne Frauen im Kostüm derselben Zeit. Hierbei hatte der Dichter den Hauptpersonen ein ähnliches allegorisches Gefolge gegeben, wie in „Paläophron und Neoterpe“, was Schiller als eine sinnreiche Erfindung gelobt hatte. Daß die Diplomatie noch mehr als der Krieg zerstöre, wird allegorisch glücklich veranschaulicht. Die Folge beider ist die Sklaverei, die Unterdrückung, die wieder durch einen eigenen Dämon dargestellt werden sollte, der durch seine Tracht an die asiatische Despotie erinnere. Auch die beiden Dämonen der List und der Sklaverei vertragen sich nicht wohl: der erstere behandelt den andern verächtlich und entfernt sich, der andere schwört jenem Verderben und „befestigt sich in sich selbst“. Hier war die Allegorie noch nicht recht klar; es galt den Dämon der List zu entfernen, da der andere allein auf der Bühne bleiben mußte, um sein Werk zu treiben, ein Reich der Despotie mit aller Ueppigkeit und sittlichen Versunkenheit zu gründen. Damit ist der erste Theil, die vollbrachte Unterdrückung der Welt, zu Ende. Freilich hatte der Dichter Recht, wenn er später sagte, diese drei ersten Szenen ständen fast wie Monodramen neben einander, aber die Verbindung war ihm nachher doch in gewisser Weise gelungen, wodurch die Ausführung sich vortheilhaft vom Entwurfe unterscheidet. Der zweite Theil des Festspiels sollte mit näherer Beziehung auf die Erhebung Deutschlands ausgeführt werden, ähnlich wie schon im Vorspiel von 1807 die Zerstörung durch die Kriegsgöttin und die Wiederherstellung durch die Majestät nach einander hervortraten. Goethe erkennt hier die Wirkung der sittlichen Mächte an, deren Einfluß er während der traurigen Zeit von Deutschlands

Schmach verkannt hatte, und so ist diese Darstellung gleichsam eine Palinodie seines eigenen Unglaubens an eine glückliche Wendung der Dinge, die durch den besonders in Preußen, unter lebhafter Betheiligung von Karl August, wach gehaltenen Glauben an die Macht deutscher Vaterlandsliebe und deutschen Freiheitstriebes und den Haß des frevelmüthigen Unterdrückers bewirkt wurde. Liebe und Glaube werden vom Dämon der Unterdrückung in Schrecken und Angst gesetzt, aber die älteste der drei sittlichen Tugenden, die Hoffnung, ermuntert sie zu gemeinsamer Thätigkeit.

Sehr schön sollte die Hoffnung an Gestalt und Betragen der verewigten Königin Luise ähnlich sein, da diese den Glauben an die Wiedererhebung Preußens immer mächtig festgehalten und den begeisterten Vaterlandsfreunden und Dichtern der Zeit, Zacharias Werner und den Stolbergen, nicht weniger als Körner, Arnim und Stagemann, wie schon von Voepel hervorgehoben hat, als Schutzgeist der deutschen Sache, als himmlische Fürsprecherin für unser arg geknechtetes Volk gegolten hatte. Auch sollte diese ihres heldenhaften Geistes wegen an Minerva erinnern. Goethe hätte ihr gern einen blauen, wohl himmelblauen, Schild und in einem Sternennade die durch Sterne bezeichnete Chiffre der Königin gegeben. Die durch die vereinte Thätigkeit der sittlichen Tugenden bewirkte Befreiung des geknechteten Vaterlandes wird durch eine kriegerische Musik eingeleitet, zu welcher der Dichter das Thema einer Melodie, die zu Berlin beliebt sei und schon den Enthusiasmus der Masse erregt habe, als Thema gewählt wünschte. Die Hoffnung ist es, welche das Heer über die vom Dämon der Unterdrückung mit Epheu, Sträuchen, Bäumen, Moos und Gras bedeckten Ruinen führt. In diesem Heere sollten nun die zum letzten Krieg verbündeten Völker angedeutet sein, die Preußen in der Ordenskleidung der Johanniter mit dem weißen Sternenkreuz aufreten. Vielleicht könne man auch den Polen die Ehre erzeigen, einige in ihrer alten Tracht erscheinen zu lassen. Jetzt aber zeigen sich auf der Höhe Glaube und Liebe, von hülfreichen Frauen gefolgt, welche die Sieger mit Trinkgefäßen, Blumen und Kränzen jubelnd empfangen. Den Erfolg des Sieges deutet die plötzliche Wiederherstellung des vom Dämon der List in Trümmer gestürzten

tempelartigen Gebäudes des Epimenides an, in dessen Giebel in transparentem Felde das schwarze eiserne Kreuz mit der hellen Einfassung, auf der Giebelspitze der Triumphwagen über dem brandenburger Thore, auf den beiden Zinnen des Giebels die beiden Knaben erscheinen sollten, die dem Epimenides bis dahin gedient hatten. So sollte also Preußen als die Macht gefeiert werden, von welcher die Befreiung Deutschlands ausgegangen war. Aber auch die andern Mächte, welche wesentlich zu derselben beigetragen hatten, mußten ihren Antheil des Dankes erhalten, und so ergab sich die Anrede der drei sittlichen Tugenden an die Kaiser von Rußland und Oesterreich und zuletzt an den König von Preußen. Das Ganze sollte mit einem Chore schließen, welcher in einzelnen Couplets den Freiwilligen, den Frauenvereinen, ausgezeichneten Patrioten und Kriegern und vielleicht noch manchen andern, denen man es in Berlin schuldig zu sein glaube, seine Anerkennung ausspreche. Auch der Engländer müsse gedacht werden. So sollten also im zweiten Theil die besondern Beziehungen auf die neuesten Zeitbegebenheiten reichlich hervortreten, während der erste, der den Sturz darstellte, allgemein gehalten wäre.

Uffland sprach in seiner Erwiderung vom 2. Juni seine freudige Ueberraschung durch Goethes zwei Tage vorher erhaltenes Programm aus. Das Ganze sei aus einer reichen, blühenden Phantasie geschöpft, mit der tiefsten Menschenkunde ausgestattet und müsse von unendlicher Wirkung sein, wenn es auch nur halb so gegeben werde, als es gedacht sei. Die Aufführung sei allerdings großen Schwierigkeiten unterworfen. Bedenklich war ihm nur, daß man am Anfange leicht darauf kommen könne, wie es ihm selbst ergangen sei, in der Person des Epimenides eine Anspielung auf den König zu sehen, was doch ein höchst schädlicher Mißverstand wäre, weshalb es gerathen sein möchte, durch ein paar bestimmte Pinselstriche vor einem solchen Abwege zu sichern. Eine „zu nahe Hinführung vor das Bild“ der verklärten Königin, würde besonders bei dem Könige eine unbefiegbare Wehmuth erregen. Auch gegen die Tracht der preußischen Ordensritter mußte er sich erklären, weil diese, da man sie in Berlin nicht kenne, von unbedeutender Wirkung sein, ja der weiße Mantel mit dem Kreuze die Gedanken auf Ab-

wege führen müsse. Der neueste Kavallerieanzug mit dem schönen echt antiken Helme, der langen blauen Kutta bis über das halbe Bein, würde dem Ganzen ein freies, erhebendes Ansehen geben. Der Erwähnung der Engländer könne man sich freilich nicht entziehen, die Polen dagegen ohne Anstand weglassen. Auch der Schweden würde man aus mehreren zusammentreffenden Umständen vielleicht „nicht eben allzu weitläufig gedenken“ können, „ob schon es wahrscheinlich unrecht sei“. Am 4. mahnte Iffland, es sei nicht eine Stunde zu verlieren, da die Aufführung zwischen dem 20. und 24. Juli erfolgen müsse. Schon vorher hatte er an Kirms genauen Bericht über die in Betracht kommenden berliner Schauspieler und Sänger gegeben.

Mit großem Eifer hielt sich Goethe an die Ausführung der Dichtung, in welcher er, wie er an Iffland schrieb, eine so würdige Gelegenheit erhalten habe, „der Nation auszudrücken, wie er Leid und Freude mit ihr empfunden habe und empfinde“; die Ausarbeitung des Vorspiels für Halle hatte er Niemer übergeben, der einige Tage Goethe in Berka besuchte. „Haben Sie Dank für so gute Assistentz, ohne die ich mich in der größten Verlegenheit befunden haben würde“, schreibt Goethe diesem. Zuerst scheint er den letzten Theil, der ihm besonders am Herzen lag, ausgeführt zu haben; denn schon am 9. konnte er diesen, der nun ganz zusammenhänge, zur Durchsicht und einstweiligen Interpunktion an Niemer senden. Epimenides nahe sich seinem Erwachen, das Stück sei so gut wie fertig, aber freilich die letzte Hand anzulegen wage er kaum allein, da er noch zu nahe daran stehe. Deshalb möge Niemer mit den Damen (seiner Gattin und deren Gesellschafterin) am nächsten Sonntag, den 12., nach Berka kommen, wo dann auch der Anfang fertig sein werde, so daß er das Ganze mit in die Stadt nehmen könne, um eine Abschrift dort anfertigen zu lassen, die er durch Estafette Iffland schicken solle. Letzteres geschah denn am 15. Goethe fügte einen Brief an Iffland und einige ausführliche Bemerkungen hinzu. In den letztern ging er zunächst auf die Möglichkeit der falschen Beziehung des Epimenides ein. Diese zu verhüten solle Epimenides gleich am Anfang allein, sodann mit Genien, sich, sein Schicksal und seine Personalität exponiren. Vielleicht würde

es, da der Titel des Festspiels kein Geheimniß bleiben könne, zweckmäßig sein, in einem öffentlichen Blatte kurz der Sage von Epimenides, seinem vierzigjährigen Schlafe, seiner Berufung nach Athen zur Sühnung und Reinigung der Stadt von der Pest zu gedenken, und die Bemerkung hinzuzufügen: „In der neuen Dichtung nimmt man an, daß die Götter den weisen und hülfreichen Mann zum zweitenmale einschlafen lassen, damit er die große Unglücksperiode nicht mit erlebe, zugleich aber auch die Gabe zu weissagen, die ihm bisher noch verjagt gewesen, erlangen möge.“ So sollte er also am Schlusse wohl die Herrlichkeit des neuerstandenen Deutschland vorher sagen, was in dem ausgeführten Stücke freilich nicht in entsprechender Weise geschieht. Die Diplomaten im Gefolge des Dämons der List sollten bloß einen Sing- und Figurantenchor bilden. Die Damen, welche an Adelheid von Walldorf [im „Götz“], die Gräfin Terzky [im „Wallenstein“] u. a. erinnern würden, sollten durch Ballettänzerinnen dargestellt werden. „Die Männer mittlern Alters erinnerten an Weislingen im ‚Götz‘, die ältern an Questenberg [im ‚Wallenstein‘]. Zu den Doktoren würden englische Porträts vortreffliche Kleidung liefern. Die Geistlichen müßten an Richelieu und Mazarin erinnern, wenn man nicht gerade die Kühnheit hätte, sie als Kardinäle und Bischöfe darzustellen. Die Pagen wünschte ich besonders klein und niedlich.“ Den Kavallerieanzug der Preußen statt der alten Johannitter ließ er sich gefallen. Für den Komponisten fügte er einige Bemerkungen hinzu. Auch Zeichnungen der Dämonen und Genien von H. Meyer legte er bei. So hatte Goethe in einer besonders für sein hohes Alter höchst kurzen Zeit eine so bedeutende Dichtung vollendet; nur ein paar kleine Lücken waren geblieben, die aber den Komponisten nicht aufhalten konnten. Dieser, leider kein bedeutenderer als der Kapellmeister Bernhard Anselm Weber, kam am 24. zur weitem Besprechung nach Verfa. Diese Besprechung hatte, wie Weber berichtet, im musikalischen Theile beinahe einen ganzen Umsturz zur Folge. Das Ganze wurde dann noch einmal durchgesehen, und so nahm denn Weber am 30. Juni das nun ganz abgeschlossene Stück von Verfa mit, das dem Dichter zuletzt Qual gemacht hatte, da er sich den Forderungen eines gerade nicht genialen Komponisten fügen mußte.

Den Hauptanstoß, den das Festspiel macht und der seiner Wirkung den meisten Eintrag that, liegt in der Einführung des Epimenides, dessen Bedeutung und Beziehung zum Ganzen am wenigsten hervortritt. Wie kam der Dichter dazu, sein Festspiel gerade an das Erwachen des kretischen Weisen und halbgöttlichen Helfers und Sühners anzulehnen, welches bereits im Jahre 1790 in einem allegorischen Drama *Le reveil d'Epiménide*, als Anspielung auf die neue Zeit der Freiheit, verwandt war? Die neue große Zeit sollte am Schlusse segnend geweiht und ihre Dauer weissagend verkündet werden. Dazu schien dem Dichter die Person des alten Epimenides besonders geeignet, aber er durfte an der großen Erhebung des deutschen Volkes nicht theilhaftig sein; dieses mußte durch eigene Kraft sich erheben. Da schien ihm denn die Erdichtung eines zweiten Schlafes während der Zeit der Zerstörung und Unterdrückung sich fast als nothwendig zu ergeben: aber dazu mußten wir auch Zeugen der Einschläferung des Epimenides sein, dessen Schlaf nicht erst bei seinem Erwachen erwähnt werden konnte, sollte das Ganze sich zu einer Einheit zusammenschließen, und so mußte mit dieser das Stück beginnen. Freilich ergab sich die weite Ausführung seiner Person am Anfange nicht aus dem Stücke selbst, in welchem nach dem ursprünglichen Plane Epimenides bei seinem Auftreten nur „seine Freude über einen reichen und vollkommen gesicherten Wohlstand ausdrücken“ sollte; bloß der Wunsch, eine von Tffland hervorgehobene Mißdeutung zu verhüten, veranlaßte den Dichter, den Epimenides seine Schicksale und seinen Zustand ausführen zu lassen. Aber es ist doch kaum glaublich, daß das Erwachen des Epimenides gar keine Beziehung auf Goethe selbst habe. Sollte ja Goethe auf dem Theater der Hauptstadt des Reiches, welches den Anstoß zur Befreiung Deutschlands gegeben hatte, die großen Siege feiern, gleichsam ihre dichterische Weihe und Segnung vollziehen, wie es Epimenides thut. Und doch hatte er sich von der eigentlichen Durchführung derselben, da er jeden Kampf mit dem Welteroerberer für vergeblich hielt, so weit zurückgezogen, daß ihn die wirkliche Erhebung Preußens mit Sorgen und mit Widerwillen erfüllte, daß er an die Macht der von Preußen und seinem eigenen Herzog genährten vaterländischen Ideen nicht glauben wollte, daß ihm das Wirken des Tugendbundes

eine gefährliche Spielerei schien, daß er mit Voigt meinte, man müsse nur den gegebenen Verhältnissen sich fügen und die mögliche Entwicklung zu fördern suchen, statt durch vorzeitige Befreiungsversuche das Land ins äußerste Verderben zu stürzen. Sollte der Dichter nun nicht seine eigene frühere Abwendung von dem vaterländischen Werke der Befreiung als einen Schlaf, in welchen ihn der Götter Schonung versenkt, allegorisch dargestellt haben? Diese seine Abwendung war keine Folge kalter Gefühllosigkeit, sondern seiner weichern Natur, die sich durch jede Gewaltthat abgestoßen fühlte, die besonders bei seiner damaligen Reizbarkeit ihn ganz unglücklich machte. Freilich darin hat von Voepel entschieden Recht, Goethe hat die Unglückszeit nicht verschlafen, wie Epimenides; er hat leidenschaftlichen Antheil an ihr genommen, sie hat sein Herz tief verwundet und zerrissen: aber er hat sich doch möglichst von ihr abgewandt, hat sich in Wissenschaft und Kunst vor ihr geflüchtet, ist ihr, wo er konnte, aus dem Wege gegangen, hat gar keinen thätigen Antheil an der Bekämpfung des Gewaltigen genommen. Dies konnte der Dichter sehr wohl durch den von der Sage ihm gebotenen Schlaf des Epimenides andeuten. Wenn sein Epimenides sagt, er schäme sich seiner Ruhestunden, daß er nicht mit den Siegern gelitten, die durch den Schmerz, den sie empfunden, größer seien als er, so spricht auch hieraus Goethes eigenes Gefühl, das verehrungsvoll sich vor der Heldenkraft beugte, welche den großen Sieg errungen hatte, während sich seine auf ruhige Entwicklung und Beschaulichkeit gestellte Natur vor verwirrender Unruhe, besonders bei seinen damaligen körperlichen Zuständen, scheu in sich selbst zurückzog. Er mußte sich sagen, daß er ungläubig sich jedem thätigen Wirken für die Befreiung Deutschlands entzogen, die er jetzt zu feiern hatte und deren unendliches Glück er jubelnd begrüßte. Und hätte dieser Gedanke ihn nicht zu der Darstellung seiner eigenen frühern Abwendung vom Befreiungskriege im Schlafe des Epimenides bestimmen können? Wir glauben, nur auf diese Weise wird es erklärlich, wie Goethe die Darstellung der Unterjochung und Befreiung der Welt in den Rahmen der Epimenidesage spannte. Daß die List gerade das tempelartige Gebäude des Epimenides zusammenstürzen läßt, der Dämon der Unterdrückung die Ruinen mit Gras, Sträuchen und

Bäumen überwachsen läßt, die Befreiung es wiederherstellt, hat eben keine tiefere Beziehung auf die Bedeutung des Epimenides, dessen Gebäude sich hier gerade passend darbot, um daran, als an ein Sinnbild festgegründeten Wohlstandes, Zerstörung und Wiederaufbau anzuknüpfen.

Sehr stark hat sich von Loeper in einem Privatbriefe gegen meine Annahme ausgesprochen, daß Goethe bei Epimenides auch an sich gedacht habe; dieses, meinte er, wäre so ungeschickt gewesen, als wenn in unsern Tagen ein Dichter bei der Festfeier der Befreiung unseres Erbfeindes und der Neuaufrichtung des deutschen Kaiserreiches seine werthe Person auf die Bühne gebracht hätte, ja er sprach es offen aus, eine solche Ansicht hätte ich nur aufstellen können, weil ich schon zu den Aeltern gehöre, ein von neuestem Geiste Belebter wäre unmöglich darauf verfallen. Ein solcher Vorwurf läßt mich ungefränkt. Es fragt sich nur, ob eine Ansicht in sich haltbar sei und den Anschauungen eines von reinem Kunstgeföhle belebten Dichters entspreche. Das Neueste und gar das Allerneueste ist nicht immer das Echte und Wahre, oft eine bloße Mode, die, nur durch die Gunst des Augenblicks gehoben, bald ausgelebt hat, und auch in Sachen Goethes hat die neuere Zeitrichtung, das geistreiche Spiel mit glänzenden Einfällen und die Heranziehung des Mitteldeutschen, mehr Schrullen als wahre Förderung gebracht. In der Ansicht, Goethe habe sich gedrungen geföhlt, durch den Mund des Epimenides gleichsam seine eigene Schuld zu gestehen und die verkannte Macht des sich seiner Fesseln entledigenden Volksgeistes anzuerkennen, kann ich keineswegs etwas Altfränkisches, etwas Zopfiges sehen, wie es der Fall wäre, hätte der Dichter sich selbst als Epimenides allegorisiert; nein, dieser drückt nur seine durch den Gang der Handlung bedingte Bekehrung in einer seinem Charakter entsprechenden Weise aus, und wenn der Leser oder Zuschauer dies herausföhlte, so erkannte er darin, wie der Dichter, der wegen seiner politischen Zurückhaltung so viel geschmäht worden, sich getrieben föhlte, seine Bekehrung und seinen Glauben an die Macht des dem Unterdrücker begeistert entgegretenden Volksgeistes auszusprechen. Freilich von einer Bertheidigung seines frühern Verhaltens, von der Nothwendigkeit, unter den bestehenden Verhältnissen, als Diener eines Staates, dessen

Bestand ihm vor allem am Herzen liegen mußte, und nach seiner Individualität so zu handeln, wie er gethan, konnte nicht die Rede sein, aber des Epimenides Schlaf dürfte auf die ihm nöthige Zurückhaltung von der politischen Aufregung deuten, wie sein für des Volkes Glück und Heil und für das große deutsche Vaterland schlagendes Herz in der weisevollen Freude des Epimenides über die endliche Befreiung sich kundgab. Gerade der glückliche Gedanke, seine innige Theilnahme an den herrlichen Siegen durch eine mythische Dichtung anzudeuten, dieser war es gewesen, der ihn zu der Ueberrahme der im ersten Augenblick abgelehnten Dichtung des Festspieles getrieben. Und bei dem allegorischen Charakter desselben durfte er erwarten, daß man in seinem Epimenides nicht bloß den mythischen Weisen von Kreta sehen, sondern auch Beziehungen auf seine eigene Stimmung während der gewaltigen Aufregung des Kampfes um Tod und Leben ahnen werde, ohne daß er zu einer hölzernen Allegorie sich erniedrigt hätte. Goethe war der einzige Dichter, der aus unserer klassischen Zeit herüberraute; sein Zurückhalten in den Tagen, wo so viele jüngere Dichter begeisterte und begeisternde Lieder gesungen, ja ihr Leben im Kampfe eingesetzt, einzelne auf ruhmvollste Weise geopfert hatten, mußte gerade auf seine erste öffentliche Aeußerung auf der Bühne der Hauptstadt des Staates, der sich an die Spitze der Befreiung gestellt und die Volksmacht gegen den Unterdrücker aufgerufen hatte, äußerst gespannt machen, und da lag es nahe, so manches in dem Festspiele als sein eigenstes Gefühl aufzufassen und selbst in der Person des Epimenides eine gewisse Aehnlichkeit mit Goethe selbst zu erkennen, der vielen durch die neue Ausgabe seiner Werke und seine eigene Lebensbeschreibung näher getreten war, aber seine Stimme als deutscher Patriot seit „Hermann und Dorothea“ nicht mehr erhoben, kein begeisterndes Wort in die sturmbelegte Zeit geworfen hatte. Sein kretischer Weiser war nicht der Dichter selbst, aber er mußte an ihn erinnern, und wenn Goethe sich dieses nicht verhehlen konnte, so durfte ihm auch gleichsam ein Anklingen seines Schlafes, wie frei dieser auch ausgeführt war, an sein eigenes wenig verstandenes politisches Schweigen wohl zulässig scheinen. Im Jahre 1871 hatte kein Dichter ein Recht, seine eigene Person bei der Siegesfeier entfernt ins Spiel zu ziehen, anders war er nach der Besiegung

des Welteroberers im Jahre 1814 bei dem anerkannt größten und vielseitigsten deutschen Dichter, der, obgleich man ihn der Gleichgültigkeit gegen die Größe seines Volkes beschuldigte, als Herold der Bezwingung des Unterdrückers aufzutreten sich entschlossen hatte.

Bei der Ausführung des Programms hat der Dichter manches höchst glücklich erweitert und neu erfunden, was sich in ersten Entwürfe nicht fand. So sind, um nur einiges anzuführen, ganz neu die Gestalten der Beharrlichkeit oder der Beständigkeit (denn beide Bezeichnungen derselben Person finden sich durch offenklares Versehen) und der Einigkeit, die von Epimenides hervorgeführt und entschleiert wird, wodurch man an Herders „Prometheus“ erinnert wird, in welchem Pallas die Agathia, die reine Menschlichkeit, heranzuführt und entschleiert. Die Beharrlichkeit hätte man leicht entbehrt, wie denn auch Goethe sie später in der Bearbeitung für Weimar wegließ, wogegen die Einführung der Einigkeit von großer Bedeutung ist, doch wünschte man sie weniger zufällig eingefügt. Ursprünglich hatte der Dichter bezweckt, im Schlußgesange den Chor immer die Einigkeit der Monarchen preisen zu lassen. Auch der Jugendfürst, mit dem die Hoffnung erscheint, ist eine glückliche neue Erfindung; bei ihm schwebt wohl kaum der Marschall Vorwärts selbst vor, vielmehr ist er ein Sinnbild der rastlos vordringenden Jugendkraft, welche die großen Schlachten geschlagen. In dem Schlußgesange tritt das Gefühl der Befreiung Deutschlands, in welchem alle, Volk und Fürst, jetzt neugeboren seien, lebhaft hervor. Die Schlußstrophe wendet sich aber an den König von Preußen allein, da der Rückkehr desselben eigentlich das ganze Festspiel galt.

Nun töne laut: „Der Herr ist da!“
 Von Sternen glänzt die Nacht;
 Er hat, damit uns Heil geschah,
 Gestritten und gewacht.
 Für alle, die ihm angestammt,
 Für uns, war es gethan,
 Und wie's von Berg zu Bergen flammt,
 Entzünd' den flamm' hinan!

Von Loeper, dem das Verständniß unseres Festspiels so viel verdankt, möchte die Strophe auf den göttlichen Beistand beziehen,

und „Der Herr ist da!“ als eine Art des Gesanges *Te Deum laudamus* fassen. Aber abgesehen davon, daß uns auch im Schlußgesange eine Beziehung auf die Rückkehr des Landesherrn nicht fehlen zu dürfen scheint, möchten dieser Deutung nicht allein die Worte: „Der Herr ist da!“, die keine solche Deutung zulassen, sondern auch der fünfte und sechste Vers widersprechen; denn unmöglich konnte Goethe die Preußen oder auch die Deutschen im Gegensatz zu andern Völkern als „Gott angestammt“ bezeichnen, da ja „angestammt“ nur „durch Erbschaft oder Nachfolge erlangt“ bezeichnet. Der zweite, jedenfalls bildlich zu nehmende Vers bezeichnet die durch die Rückkehr des abwesenden Königs verbreitete Freude. Freilich steht nach „Der Herr ist da“ ein einfaches Komma, aber der unmittelbar vorgehende Doppelpunkt zeigt, daß wir hier die Anführung einer Rede haben, die aber nicht über diesen Vers hinausgeht, ja es ist das Subjekt zu „töne“. Wirklich ist es nicht Nacht, vielmehr hat erst am Ende von Auftritt 20 der Tag begonnen. Auch der Schluß deutet nicht auf die Freudenfeier des 18. Oktobers, sondern vielmehr, wie der Ausdruck offenbar zeigt, auf Feuerzeichen, wie die in Schillers „Wilhelm Tell“ und die Martins- oder Johannisfeuer. Mit von Voepers Anführungen, daß die Dichter der Zeit Gott als Mitstreiter nennen, wird nichts bewiesen; der Zusammenhang spricht entschieden gegen seine Deutung, bei der auch übersehen ist, daß „Epimenides“ lange vor dem ersten Freudenfeuer am Jahrestag der Schlacht bei Leipzig gedichtet wurde. Ähnlich ist in Goethes Finale zu „Johann von Paris“ der eben zurückgekehrte Großherzog als „unser Herr“ bezeichnet, der mit Gott für sie gestritten habe.

Wir können hier auf das einzelne des Festspiels nicht weiter eingehen*), das auch in seiner Ausführung höchst bedeutend ist,

*) Dieses ist geschehen in meinen „Neuen Goethestudien“ S. 318 ff. Gegen mehrere dort ausgesprochene Behauptungen hat ein geistvoller Kenner Goethes, Dr. Franz Gramer, in der Abhandlung „Ueber Goethe und sein Festspiel ‚Des Epimenides Erwachen‘“ (Mülheim am Rhein 1869) Widerspruch erhoben. Wichtig ist, daß die Muse den Zuschauern, die hier das deutsche Volk vertreten, innern Frieden nach dem harten Kampfe wünscht, aber sie hat auch hervorgehoben, daß die Deutschen die Eintracht gefunden, die alle andern Völker von ihnen lernen mögen, und diese Eintracht ist es, die sie den harten

wenn auch sich hie und da nicht allein eine kleine Flüchtigkeit der Arbeit im Drange des Augenblicks; sondern auch eine gewisse, von der gewaltigen Aufregung zurückgebliebene Schwäche verrathen möchte. Nicht allein ist das Stück reich an schönen und herrlichen Stellen, sondern manche Theile sind wahrhaft großartig, mit frischem Dichterschwunge ausgeführt, und die Komposition des Ganzen zeigt sich, einige Mängel abgerechnet, des Meisters würdig. Uns konnte es hier nur darum zu thun sein, die Bedeutung des „Epimenides“ als politisches Festspiel darzulegen, daß der Dichter hier die unüberwindliche Macht der sittlichen Ideen, welche den Tyrannen gestürzt, und die hohe Bedeutung Preußens anerkennt, da er bis dahin an dem Erfolge beider mißmuthig gezweifelt hatte, gegen die Wirkung beider ungläubig verstimmt gewesen war. Hier gibt er Preußen,

Kampf hat glücklich enden lassen. Daß der Prolog unnöthig sei, hat Cramer nicht widerlegt, ja es stört uns, daß hier das Erringen der jetzt schon gewonnenen Freiheit als Inhalt der folgenden Darstellung, freilich auf nicht ganz zutreffende Weise, bezeichnet wird; ein solcher Prolog entspricht nicht der reinen dramatischen Form, wenn er auch bei einer allegorischen Darstellung eher zu entschuldigen ist. Mein Bedenken, daß das ganze Eintreten des Epimenides fremdartig erscheint, wie geschickt und glänzend es auch ausgeführt ist, hat Cramer nicht beseitigt. Als Idee des Ganzen bezeichnet er, daß nicht im Gewühl drängender, treibender Gewalten, sondern im ungetrübt ruhig beschaulichen Leben der Mensch sein Glück zu suchen habe. Allein diese könnte auch dann nicht darin liegen, wenn Epimenides wirklich den Mittelpunkt der Handlung bildete, da er doch vielmehr nur der umschließende Rahmen ist. Die Bestimmung des Menschen fand Goethe in der vollsten Entwicklung seiner Anlagen zu eigener Befriedigung und zum Besten anderer; dies war seine Lebensweisheit. Wenn der Dichter selbst gegen Zelter die Fesselung und Befreiung der Tugenden durch die Hoffnung als Achse bezeichnet, worauf sich sein Stück herumdrehe, und bemerkt, ohne diese furchtbaren Ketten wäre das Ganze eine Albernheit, so ist es ganz willkürlich, wenn Cramer meint, dieser verstehe unter dem Ganzen (auch unter dem Stücke?) den „gewissermaßen auch selbständigen Theil des Stückes“ von den zerstörenden Gewalten, was in keiner Weise dem offenbaren Sinne des Dichters entspricht, besonders wenn man berücksichtigt, daß die Aeußerung durch Zelters Wort hervorgerufen worden, die Scene, wo die Hoffnung auftrete, sei der geheime Leib, woran alle Glieder festgesetzt seien. Daß das Einschlafen und das Erwachen des Epimenides nur der Rahmen sind, war Goethe wohl bewußt, und den darin liegenden Gedanken konnte er unmöglich zum Kern des Festspieles auf die Befreiung Deutschlands von fremdem Joch machen.

das sich schon 1805 am Sarge Friedrichs des Großen mit Rußland verbunden hatte, freilich um zuerst von ihm verrathen zu werden, und den Freiheitsideen den verdienten Ehrenkranz, und er zeigt dem deutschen Volke, wie hoch er das Errungene schätzt, wie er mit ganzer treuer Seele zu dem befreiten Vaterlande steht.

Die Aufführung des durch äußern Glanz der Darstellung, reiche Beziehungen auf vaterländische Erinnerungen und eine märchenhafte Einleidung auf das Volk berechneten Festspiels verzögerte sich durch die Schuld des Komponisten, so daß beim Einzuge des Königs, am 7. August, die Vorstellung nicht stattfinden konnte. Da erkrankte Hoffland und starb (am 22. September).

In Weimar erwartete man im Juli, dann im August die Rückkehr des Herzogs, zu welcher Goethe eine Sammlung von Begrüßungsgeichten unter dem Titel „Willkommen“ besorgte, wozu er selbst kein Gedicht beisteuerte, aber an den von andern gelieferten einiges änderte. Dabei bemühte er sich auf das emsigste um die Ausschmückung der Stadt. Aber Karl August kam nicht und die Kränze verwelkten; er selbst aber eilte zum Rhein und Main, jetzt ganz neugeboren. Der Herzog dankte ihm am 6. August für die durch Minister von Voigt ihm übersandte „Sammlung Tropfen aus der vaterländischen Hippokrene“. Während Goethes Anwesenheit am Rhein war der Herzog am 1. September nach Weimar zurückgekehrt, wo das Theater seine Rückkunft durch einen Prolog von Riemer feierte. Ueber die leidige Verspätung der Aufführung des Festspiels klagte der Dichter in dem von Bitterkeit nicht freien Epigramm:

Was haben wir nicht für Kränze gewunden!
 Die Fürsten, sie sind nicht gekommen;
 Die glücklichen Tage, die himmlischen Stunden,
 Wir haben voraus sie genommen.
 So geht es wahrscheinlich mit meinem Bemühn,
 Den lyrischen Siebensachen;
 Epimenides, denk' ich, wird in Berlin
 Zu spät, zu früh erwachen.
 Ich war von reinem Gefühl durchdrungen,
 Bald schein' ich ein schmeichelnder Lober;
 Ich habe den deutschen Juni gesungen,
 Der hält nicht bis in Oktober.

Selbst zur Feier des Jahrestages des Sieges bei Leipzig, den ganz Deutschland mit kirchlichen und weltlichen Festen, Aufzügen, Reden, Gesängen, Freudenfeuern und Beleuchtungen beging, war Weber mit „Epimenides' Erwachen“ nicht fertig geworden. Statt Goethes erschien am Jahrestag der Schlacht von Leipzig sein frivoler Gegner als Festdichter auf der Bühne von Preußens Hauptstadt. August von Kogebue hatte zur Festfeier des 19. ein seiner würdiges Vorspiel geliefert: „Die hundertjährigen Eichen oder das Jahr 1914“. Ein hundertjähriger Greis, dessen Vater, um dem napoleonischen Drucke zu entgehen, ausgewandert war, kommt an dem Tage zurück, wo man vor hundert Jahren einen Eichenhain gepflanzt, an welchem jener Festtag, nicht der des Siegesjahres, mit Sang und Tanz gefeiert wird. Ein Herold zu Pferde fordert zur Begehung des Festes auf. Im Festzuge, bei welchem dem vorüberziehenden Fürsten das „Heil Dir im Siegestranz!“ ertönt, erscheinen Gelehrte mit den Geschichtsbüchern der Jahre 1813 und 1814 und Künstler mit den Büsten des Königs Friedrich Wilhelm III. und der beiden mit ihm verbündeten Kaiser, die auf dem Altar des hundertjährigen Eichenhains aufgestellt werden. Weber hatte Zeit dafür gehabt, mehrere Gesänge in Musik zu setzen. Solche Platitüden wurden in Anwesenheit des Hofes mit der höchsten Begeisterung aufgenommen, wie ein Berichterstatter meldet, der „einzelne Unwahrscheinlichkeiten und Auswüchse einer zu exaltirten Romantik“ sich dagegen gefallen läßt. Darauf folgten Kogebues neues Lustspiel „Die Rückkehr der Freiwilligen oder das patriotische Gelübde“, das „mit herzlichem Lachen über die vielen witzigen, nicht immer sittlich zarten Einfälle aufgenommen wurde“, und das beliebte militärische Ballet „Die glückliche Rückkehr“. Die Vorstellung wurde am 24. wiederholt. Freund Zelter berichtete Goethe, die Stückchen Kogebues hätten total mißfallen; die Menge sei darüber unruhig geworden, und der König solle geäußert haben: „Wenn sie so viel Geld an solchen Plunder wegwerfen wollten, sollten sie doch lieber zu Hause bleiben.“ Aber blieb auch „Des Epimenides Erwachen“ noch immer von der Bühne fern, ein Chor desselben sollte am 18. Oktober vor einer erlauchten Versammlung zu wirksamster Aufführung gelangen. Goethe hatte Zelter in Wiesbaden seinen „Epimenides“ zu lesen gegeben.

Den Chor „Brüder, auf! die Welt zu befreien“ besaß er in Goethes Abschrift, und dieser „krystallisirte und melodisirte sich in seinem Gehirne“, wohl noch vor seiner am 29. September erfolgenden Rückkehr nach Berlin. Zelters Singakademie feierte, nach gleichzeitigem Berichte (vgl. das „Morgenblatt“ vom 17. November), den 18. Oktober in Gegenwart des Hofes, des Fürsten Blücher und einer glänzenden Versammlung nach einem Choral von Fasch und dem „Gloria“ von Haydn mit diesem „Vorwärts“ überschriebenen, zwischen einzelne Stimmen vertheilten Chorgesang, von dem man glaubte, er sei eigens zu diesem Tage gedichtet. Zelter schrieb am 12. November an Goethe, er habe mit diesem Liede ihn überraschen, die weimarischen Choristen hätten es vor seiner Thüre singen sollen. „Nun geschahs, daß Fürst Blücher sich zum 11. Oktober zur Singakademie anmelden ließ, und ich wußte nichts Besseres zu thun als ihn mit diesem Liede zu bewirthen, das ihm Freude gemacht, da es so wahrhaftig und fein gegeben ist. Auch haben es 181 Stimmen so frisch und so energisch gesungen, daß dem Alten die Thränen entlaufen sind.“ Auffällt, daß hier einer Wiederholung am 18. gar nicht gedacht ist, aber dies verschuldet vielleicht die Redaktion des Briefwechsels, wenigstens ist es unwahrscheinlich, daß Zelter die Aufführung des Liedes am 11. bei dem Besuche Blüchers rein erfonnen habe oder dies auf Trübung der Erinnerung beruhe; jedenfalls fällt die öffentliche Aufführung auf den 18. und Zelter hatte es ursprünglich wohl für diesen eingeübt.

Bei der Feier des 18. Oktobers ertönten in Deutschland zahlreiche neue Festlieder, die man in Karl Hoffmanns, von Arndt eingeleitetem dicken Bande „Des deutschen Volkes feuriger Dank- und Ehrentempel“ (Offenbach 1815) gesammelt findet. Mehrfach gesungen ward Buris „Heil dir, o Völkerschlacht!“ In Regensburg schrieb man Goethe das Lied „Was strahlt auf der Berge nächstlichen Höhen“ zu; denn es erschien dort in besonderm Abdruck mit der Ueberschrift „Allgemeines Volkslied am 18. und 19. Oktober. Von Goethe. Regensburg 1814. Zu haben bei Heinrich Augustin.“*) Hoffmann führt bei der regensburger Festfeier ein anderes Lied

*) Vgl. Schnorrs Archiv IV, 185. 213 f.

nebst einem ihm mitgetheilten Gedichte an. Das Lied wurde auch zu Düsseldorf gesungen. Hoffmann nennt S. 219 ff. dieses nebst „Heil Dir im Siegerfranz!“, „Heil unserm Bunde, Heil!“ und einem Liede „Zur Feier des 18. Oktobers 1814“ unter den Gedichten, die „der hiesigen [düsseldorfer] Feier ihre Entstehung verdanken“, gibt aber den drei ersten die Ueberschrift „Deutsche Volkslieder“. In Gelnhausen ward es nicht gesungen, wie es in Schnorrs „Archiv“ heißt (auch dort hatte man ein eigen gedichtetes Festlied), aber der Berichterstatter bei Hoffmann (S. 309) führt die letzte Strophe dieses Liedes eines „unbekannten Dichters“ an, das man vielleicht nicht bloß in Regensburg dem großen deutschen Dichter zuschrieb.

Dem Nachfolger Ifflands, dem Goethe befreundeten Grafen Brühl, gelang es endlich, da Weber, den schon Zelters Aufführung des einen Chorgesanges aufgeregt hatte, vom Intendanten gedrängt wurde, das Festspiel am ersten Jahrestag der Einnahme von Paris, den 30. März 1815, zu bringen. Goethe hatte zwei Stellen eingeschoben, die bereits in der Anzeige des Stückes im „Morgenblatt“ an demselben 30. März erschienen, aber bei der Aufführung nicht benutzt worden zu sein scheinen. Graf Brühl hatte die Einlegung dreier Verse des Epimenides der Zeitumstände wegen durch Prof. Konrad Levezow veranlaßt, was Goethe sehr verletzten mußte, weil man nicht einmal seine Erlaubniß dazu nachgesucht hatte. Solchen Aerger sollte ihm der aus patriotischer Seele geflossene, mit voller Hingabe rasch geförderte „Epimenides“ machen. Seine eigenen Zusätze waren eine Strophe im Schlußgesang in Bezug auf die gerade vor einem Jahre erfolgte Einnahme von Paris und unmittelbar vor diesem Schlußgesange eine Rede des Epimenides, deren zwei letzte Verse die Priester in anderer Weise feierlich wiederholen. Beide deuten auf das Vorschauen in die Zukunft, das Epimenides nach dem ursprünglichen Plane in erhebender Weise verkünden sollte; aber der Dichter hatte, sonderbar genug, gerade diese Ahnung der drängenden Eile wegen unausgeführt gelassen, obgleich Epimenides die Gabe der Weissagung durch den zweiten Schlaf erhalten haben sollte, und eine solche ausgeführte Vorherjagung von Deutschlands neuer Herrlichkeit von großer Wirkung gewesen sein würde.

Aber es war, als ob eine höhere Hand ihn von jener Weissagung

einer glänzenden, großen Zukunft Deutschlands abgehalten hätte, wenigstens hätte er sie bei der Aufführung sehr verändern müssen; denn — sonderbare Fügung des Schicksals! — ehe das Stück im berliner Opernhause zur Aufführung kam, war der Tyrann, den das Festspiel als eine Ausgeburt der Hölle, des „Abgrunds“, die wieder dahin zurück müsse, behandelt hatte, von Elba zurückgekehrt und bereits am 20. März in das von den feigen Bourbonen verlassene Paris eingezogen. Von Goethes Mißstimmung über dieses unvorhergesehene Ereigniß und das Treiben des Kongresses zeugt seine Aeußerung an Voigt vom 22.: „Und das Neueste? Was soll man sagen? Ein paar diplomatischer Phrasen thuns freilich nicht ab. Ein unüberschaubares Unglück scheint sich wieder zu entfalten, und von allen Seiten höre ich Chorus: Plectuntur Achivi. [Das Volk muß es büßen.]“

Unter allgemeinsten Besorgniß und dem Unwillen über die Sorglosigkeit der Kabinette und den Hader der Fürsten, deren Eifersucht besonders gegen Preußen gerichtet war, kam das Festspiel, welches die Besiegung des Tyrannen und die Eintracht der Fürsten, die nie schwinden möge, feierte, in Berlin zur Aufführung. Wie war da irgend eine tiefere Wirkung möglich? Erschien ja das Ganze fast wie eine Parodie! Man hätte besser gethan, den „Epimenides“, den man wirklich jetzt „zu spät, zu früh“ erwachen ließ, diesmal ruhen zu lassen. Der Unglückliche! Iffland, der eine völlig entsprechende Vorstellung allein möglich gemacht hätte, war darüber gestorben, der Tyrann war wieder entstanden, und die schönen Erwartungen des opferwilligen Volkes, der nach fester Machtstellung, starker und zugleich freier Einigung sich sehnenen Deutschen, waren grausam getäuscht. Der König war nicht in Berlin, der Hof fehlte.

Freilich an Erfolg mangelte es trotzdem nicht. Graf Brühl konnte melden, daß er noch nie eine solche Aufführung in Berlin erlebt habe, bei welcher auch nicht der geringste Fehler vorgekommen sei, alles in schönster Harmonie gestanden habe, bei der alle Schauspieler sich ohne Ausnahme, wenn auch nur als Statisten, betheiliget hätten, alle der Güte des großen Meisters, der sie mit dem herrlichen Meisterwerke beschenkt habe, sich würdig gezeigt, daß Webers Musik, wenn auch nicht in allen Stellen neu, doch wirkend, überdacht und

kraftvoll sich erwiesen, daß das Publikum das Ganze mit Theilnahme, Wärme und Liebe aufgenommen habe, wie auch die später anwesenden königlichen Herrschaften, ja der Kronprinz wahrhaft entzückt darüber gewesen, und sich noch immer so äußere, derselbe nur durch das Erscheinen eines modernen Kriegsheeres zwischen den antiken Formen (die Preußen in ihrem neuesten Kavallerieanzuge hatte Goethe nicht zu verantworten) gestört worden sei, aber sich durch seine Bemerkung beruhigt habe, daß bei allegorischen Darstellungen dieser Art die Verschiedenheit der Kostüme den Reiz des Ganzen vermehre und das Bild viel farbiger und unterhaltender mache. Ein durchschlagender Erfolg war durch die Zeitereignisse unmöglich geworden, da die Dichtung statt begeisterter, hoffnungsvoller ernüchterte, ja ängstlich besorgte Zuschauer traf, denen die Nothwendigkeit eines neuen, mit weniger Begeisterung als Unmuth zu führenden Kampfes das Herz drückte. Das Festspiel, auf welches das schon erwähnte Ballet „Die glückliche Rückkehr“ von Telle folgte, ward am nächsten Tage wiederholt. Auf Zelters Bericht über die Aufführung erwiderte Goethe, sie gebe ihm nach andern verständigen und ausführlichen Nachrichten darüber*) erst volle Klarheit, mache ihm die Schrift vollkommen lesbar. Vergegenwärtige man sich die Elemente aus welchen eine solche Vorstellung zusammengesetzt sei, so werde man an einer glücklichen Ausführung beinahe verzweifeln. Das aus so vielen Ständen und Kulturen zusammengesetzte Publikum komme, wenn auch mit gutem Willen, nur kalt und unvorbereitet heran, und man könne ihm gar nicht übel nehmen, wenn es im gegenwärtigen Falle mit Unglauben und der schlechtesten Stimmung von der Welt sich versammelt. Zur Feier der Rückkehr des Königs wurde das Stück am 1. Juni wiederholt. Zelter berichtete, daß jetzt manches besser gegangen, besonders die Musik sich immer glücklicher exponire, hob aber einzelne Mängel der Darstellung hervor. Goethe meinte darauf, aus seiner abermaligen Rezension scheine ihm hervorzugehen, es gebreche im ganzen an

*) Gemeint ist besonders der von Brühl veranlaßte Bericht Levezows. Dieser hatte auch zum Textbuch ein „Vorwort an die Zuschauer“ geschrieben, das Goethe, der etwas der Art gewünscht (vgl. S. 382), wohl gelungen fand. Vgl. Ernst Elster „Goethe und Levezow“, „Grenzboten“ 1885 Heft 24. 25.

Einbildungskraft und Gefühl, und da müsse denn bald Uebertreibung, bald Ermangelung eintreten. Auch dies werde sich bei öfterer Wiederholung geben; denn was die Menschen nicht erfinden könnten, entdeckten sie doch. *) Gelegentlich brächten sie wohl das Stück wieder, und vielleicht lasse sich ihm künftig eine selbstständige Form geben. Freilich war die nächste Zeit wenig geeignet, ihn an eine neue Ausführung des Festspiels denken zu lassen, in welchem er weder dem aufsprudelnden Deutschthum, noch dem tödtlichen Haffe gegen Frankreich, noch den mit dem Volke gespannten Fürsten genügen konnte. Rückert spottete gar, Goethe, stets vornehm und bequem, habe sich „bequem auf vornehme Manier auch patriotisch zu sein“.

Unterdessen hatte er für den Empfang seines als Großherzog zurückkehrenden Fürsten ein Finale zu Boieldieus „Johann von Paris“ geschrieben, das am 13. Juni während seiner Abwesenheit (er war schon am 24. Mai nach dem Rhein gereist) zur Aufführung kam. Hier ward, mit glücklichster Benützung der Personen der Oper und des Wahlspruchs Johannis: „Alles für Gott, Schönheit und Ruhm (im Kampfe für den König)!\", als Streiter für Gott, für „der Seele höchstes Heil“, der „Herr“, der Fürst gefeiert, der jetzt „herrlich angeschritten komme“; aber auch des Volkes, der „Schaar der Millionen“, war gedacht, die alle zu dem Streit gestürzt und nicht allein für den König, sondern auch für sich gestritten. Das Ganze schloß mit dem Preise Gottes, der sie erhört, dem Glückwunsche an den Fürsten, der sich und sie erhöht habe, und der freudigen Versicherung, daß „Freiheit auf ewig erstanden“ sei. Und letzteres war wenigstens Karl Augusts innigster Wunsch und ehrliches Streben.

Zu Berlin gab man am 16. Juli ein rasch hingeworfenes Festspiel zur Feier des Sieges bei Belle-Alliance; es ward am folgenden Tage wiederholt. In diesem einaktigen Stücke: „Des Epimenides Urtheil“ von Levezow, dem Vorredner des goetheschen Festspiels, erschienen

*) Cramer möchte (S. 8 f.) Goethes Wort auch auf das Publikum beziehen, was ich nicht billigen kann, da die Worte, wie auch Zelters Bericht, nur die Darstellung betreffen, nicht den Eindruck, wenn auch Goethe wohl merkte, daß dieser keineswegs packend gewesen sei. Freilich faßte Zelter, dem sein Brief nicht mehr vorlag, Goethes Aeußerung allgemeiner.

außer Epimenides die beiden Genien, die drei Dämonen und vier Tugenden; die Beharrlichkeit fehlte. Der berliner Wig, der „Epimenides' Erwachen“ „Oh, wie meenen Sie des?“ taufte, sprach den Unterschied des levezowschen Versuches durch die Bezeichnung aus: „Oh, wie gemeen is des!“*) Goethes Festspiel wurde zur Feier der leipziger Schlacht am 19. Oktober und dann nochmal am 5. April 1816 wiederholt; beidemal folgte darauf Fr. Kind's „Heergesang“ mit Chören und Tanz „Die deutschen Frauen“. Auch in Weimar sollte am nächsten Geburtstage der Großherzogin das Stück zur Aufführung kommen, bei welcher Kapellmeister Weber selbst die Leitung der Musik übernommen hatte; aber die Vorstellung mußte auf den 7. Februar verschoben werden.**) Eine Wiederholung fand am 10. statt; auch zum 19. Oktober (der 18. war ein Freitag, kein Theatertag) wurde es noch einmal gegeben. Die auf die beiden Kaiser und den König bezüglichen Anreden waren hier mit Beziehung auf die Großherzogin und den Großherzog verändert.

Schillers edle Gattin, die schon beim Lesen des Stückes eine wahre Freude über die „wunderschönen, wundergroßen Gedanken“ und die so schöne Fassung des „innern heiligen Gefühls“ gehabt hatte, schrieb nach der Aufführung: „In dem Darstellen empfindet man erst recht die Größe und den Reichthum der Idee. Die Sprache ist wunderschön und Anklänge einer glücklichen Vergangenheit, der besten Zeiten, wo Goethe noch aller Wirksamkeit seines Geistes vertraute. Als Plan eines dramatischen Werkes ist manches, meinem Gefühl nach, nicht klar genug für die Darstellung, aber als ein Gedicht, mit Handlung begleitet und mit allen Bedingungen der Außenwelt einverstanden, wozu die Dekorationen und Verwandlungen gehören, die sehr gut ausgefallen, ist es eine interessante Erscheinung, und wer nicht befriedigt ist, zeigt sich selbst am meisten, daß er weder gerecht noch kunstliebend ist. Bei Gemüthern, die sich die Poesie erklären wollen, statt sie zu fühlen, ist ohnehin alles verloren, was ein reines, erhebendes Gefühl voraussetzt. Auch fühlt man

*) Vgl. indeß die Beurtheilung von Elster a. a. D.

**) Es ist ein Irrthum, wenn in Goethes Werken, denen Cramer (S. 9) folgt, die erste Aufführung auf den 30. Januar gesetzt wird.

bei solchen Gelegenheiten immer, daß wir keine Nation, daß wir kein großes Volk sind.“ Der Rausch der Begeisterung war schon verfliegen und die Eifersucht auf vaterländischen Ruhm, die Lessing vor fast fünfzig Jahren in der „Dramaturgie“ den Deutschen nach dem Beispiel der Franzosen gewünscht hatte, war noch immer nicht vorhanden. Aber heute, wo wir zu einem mächtigen, einigen Volk und Vaterland uns vereinigt fühlen, wo wir, was Goethe schmerzlich ersehnt hatte, für uns allein in starkem Zusammenhalten den welschen Uebermuth gebändigt haben, sollten wir auch gegen die politische Stellung unseres großen, weltumfassenden, aber dabei echt deutsch gemüthlichen, das Bild seines Volkes tief im Herzen tragenden Dichters gerechter sein, und seine politischen Gedichte tiefer, freier und sinniger auffassen. Auch sein „Epimenides“ ist seiner nicht unwürdig, und wir Deutschen würden uns selbst ehren, wenn wir versuchten, auch ihn in entsprechender, kunstgemäßer, glänzender Darstellung auf die Bühne zu bringen, für die er gedacht ist, auf der er allein seine volle, und, wir sind überzeugt, nicht allein auf ästhetisch gebildete, sondern auf alle rein empfängliche Gemüther eine erhebende Wirkung üben würde. Sollte sich für ihn kein ebenbürtiger Komponist und keine Bühne finden, die es als eine Ehrenschild fühlte, ihn dem Volke, seiner und der neuerstandenen deutschen Herrlichkeit ganz würdig vorzuführen? Sollte das, was beim zweiten Theile des „Faust“ möglich geworden, es bei „Epimenides' Erwachen“ nicht sein, sollte er nicht zu einem ständigen Festspiel erhoben werden können? Man wolle nur recht und die Ausführung wird sich überraschend leicht machen. Freilich wird man dabei die ursprüngliche Fassung herstellen müssen, in welcher das Stück für Berlin gedruckt wurde. Im achten Bande der Werke legte Goethe die weimariische Aufführung zur Geburtstagsfeier der Großherzogin zu Grunde und gab dem Stücke mit Bezug darauf, daß ihm das karlsbader Gedicht von 1812 auf die Kaiserin von Frankreich unmittelbar voranging, zwei Stanzas zum Motto. Jenes Gedicht hatte geendet mit dem auf Napoleon bezogenen Verse: „Der alles wollen kann, will auch den Frieden.“ Daß er sich darin geirrt habe, vielmehr derjenige, der alles wollen kann, nicht ruht, bis er alles erreicht hat, und er dadurch ewigen Krieg hervorrufft, deutet er in der unter den

Titel des Festspiels gesetzten Stanze an, wogegen die auf der Rückseite stehende sich auf die Kunst des Dichters und die theatralische Darstellung bezieht.

Mit „Epimenides' Erwachen“ waren Goethes größere politische Dichtungen zu Ende. Die traurige Entwicklung der Dinge in Wien, die übermüthige Verhöhnung Napoleons, das Pochen auf die Deutschheit, das ungeschlachte Gebaren der Deutschhümler, das Drängen auf Pressfreiheit, das ungestüme Verlangen der von den Fürsten versprochenen Verfassungen veranlaßten freilich den Dichter auch zu manchen politischen, zuweilen einseitigen Spruch- und Spottversen. Wir erwähnten bereits das Epigramm auf seinen „Epimenides“, der zu früh, zu spät (da er keine Wirkung mehr üben könne) erwachen werde. Im Tone desselben schrieb er auch die Verse:

Verflucht sei, wer nach falschem Rath,
Mit überfrechem Muth
Das, was der Korze-Franke that,
Nun als ein Deutscher thut!
Er fühle spät, er fühle früh,
Es sei ein dauernd Recht;
Ihm geh' es trotz Gewalt und Müß,
Ihm und den Seinen schlecht!

Diese nach Goethes Tod in den „Nachgelassenen Werken“ unter der Ueberschrift „Epimenides' Erwachen letzte Strophe“ erschienenen Verse wurden von Riemer in das Jahr 1814 gesetzt, wohl wegen jener Beziehung auf das Festspiel, sie dürften aber in eine Zeit fallen, wo man die Fürsten drängte, dem Volke die verheißene Freiheit zu geben und dadurch allgemeine Unzufriedenheit erregte. Nur von wenigen der politischen Sprüche kennen wir die Zeit der Entstehung. Den Vorschlag, eine Riesensäule zur Feier der Befreiung Deutschlands auf dem leipziger Schlachtfeld zu errichten, den der „Rheinische Merkur“ am 23. Oktober 1814 und am 26. Januar 1815 besprach, bespottete Goethe. Dem kurz vor Napoleons Wiederkehr zu Wien zwischen den Mächten ausgebrochenen Streite galten die Verse „Die Engel stritten für uns Gerechte“, die am 2. März 1815 gedichtet wurden. Auf den wiener Kongreß deuten auch die beiden zusammengehörenden Sprüche, welche jetzt die „Politika“ be-

ginnen, wogegen die Verse „Am jüngsten Tag vor Gottes Thron“ wohl nach den zweiten Einzug in Paris fallen. Auf die Huldsigungsfeier zu Weimar am 7. April 1816, bezieht sich der Spruch: „Sage mir, was das für Pracht ist!“ Am 6. September 1818 wurden die Verse: „O Freiheit süß der Presse!“ gedichtet. Aber von allen diesen Sprüchen wurde vorab keiner gedruckt. Erst im Jahre 1821 in der zweiten Abtheilung der „Zahmen Xenien“ (Kunst und Alterthum III, 2) liefen auch einige politische Sprüche mit unter; andere folgten in der vierten bis sechsten Sammlung derselben „Zahmen Xenien“ im vierten Bande der Ausgabe letzter Hand, die bis dahin noch zurückgehaltenen 1833 in den „Nachgelassenen Werken“ und in der Quartausgabe. Die politische Spruchdichtung begleitete ihn bis zu seinem Ende. Noch sechzehn Tage vor seinem Tode schrieb er den Reimspruch (vgl. oben S. 362):

Ein jeder lehre vor seiner Thür,
Und rein ist jedes Stadtquartier;
Ein jeder übe sein' Lektion,
So wird es gut im Rathe stohn.